

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

N^o 7.

1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

[1879]

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von **Rudolph von B.**.....

(Fortsetzung.)

Auf dem tiefgejuchten Antlitz des alten Herrn zeigte sich wieder jener bittere, schmerzliche Zug, den Fritz schon oft bemerkt hatte. „Seit der Zeit, lieber junger Freund, habe ich ein Leben geführt, das mich fast nie zur Besinnung auf mich selbst, zum Verkehr mit meinen Mitmenschen, zur Beschäftigung mit den Weltereignissen kommen ließ. Korrigiren und abschreiben — es wird Ihnen gleichfalls nicht unbekannt geblieben sein, daß mir mehrere der Professoren unserer Universität ihre über die Maßen unleserlichen Manuskripte zum Abschreiben, zuweilen auch zum Druckreifmachen, zu übergeben pflegen! — abschreiben und korrigiren von früh um 5 Uhr mit ganz kurzen Unterbrechungen bis abends gegen 11 Uhr, und manchmal noch länger — das füllte meine Zeit, das stumpfte meinen Geist ab beinahe bis zur Denkfähigkeit. Jetzt ist es gerade ein halbes Jahr her, daß ich anfing, in eine Lage zu kommen, in der ich mich ein wenig besser fühlen konnte, als das Arbeitsthier in der Treitmühle. Der junge Gandersberg erhöhte von freien Stücken meinen Gehalt, sodaß ich bei meinen durch die vieljährige bittere Noth tief herabgedrückten Bedürfnissen im Stande war, auf die geisttödtendsten unter meinen geisttödtenden Arbeiten, auf das Abschreiben, zu verzichten. Seitdem besuche ich auch regelmäßig zweimal in der Woche dieses Lokal hier, wo in ganz B. die meisten Zeitungen zu finden sind, und suche wieder einige Fühlung zu gewinnen mit der Welt und den Ereignissen des öffentlichen Lebens. Heute nun bin ich auf's neue einen mächtigen Schritt vorwärts gekommen auf der Bahn zu einem wenigstens einigermaßen sorgenlosen Lebensabend. Die Hoffnung, schließlich doch irgendwo an einer Privatlehranstalt eine Anstellung zu erhalten, hatte mich die ganze trostlose Zeit über nicht verlassen. Freilich hätte ich in den letzten Jahren eine solche, so lang ersehnte Anstellung nicht einmal annehmen dürfen, denn ich war ja lange aus jeder für mich nutzbringenden Berührung mit der Wissenschaft herausgekommen, hatte, weit davon entfernt, mit der Wissenschaft fortzuschreiten, schmerz erfüllt, aber machtlos gegen mein Mißgeschick, wahrnehmen müssen, wie die mit den Jahren zunehmende Vergeßlichkeit die Lücken meines Wissens beständig erweiterte. Seit ich aber nun die meisten Tage in der Woche wenigstens von 7 oder 8 Uhr abends, frei habe, ist es mir vergönnt, mich auch wieder hinter meine lieben alten Bücher zu setzen, und auch ihrem jungen prächtigen Nachwuchs die gebührende Aufmerksamkeit zu schenken; sodaß es mir gelang, zunächst auf dem mir liebsten Wissensgebiete, dem unsrer herrlichen deutschen Literatur, die gefährlichsten Brechen

zu füllen. Deswegen konnte ich es denn mit meinem Gewissen vereinbaren, den ehrenvollen Antrag dankbar anzunehmen, welcher mir heute durch die Vermittlung unsres braven jungen Gandersberg gemacht worden ist. Eine Anzahl wohlhabender Familien will nämlich ihren Töchtern Vorträge über literarhistorische Gegenstände halten lassen, und sie haben mich ersucht, diese Vorträge zu übernehmen. Ich soll wöchentlich dreimal — Sonntags zwei Stunden, Dinstags und Freitags je eine Stunde — vortragen, und dafür ein Honorar von monatlich 40 Thalern empfangen. Die Zahl der Zuhörerinnen ist dabei auf zehn beschränkt und die Dauer des Engagements auf ein Jahr garantirt. Ich habe so für dieses nächste Jahr ein sicheres Einkommen von monatlich 75 bis 85 Thalern, kann ganz ausgezeichnet leben und studiren, und gedente mir sogar sehr bequem ein paar hundert Thalerchen als Nothpfennig zurücklegen zu können. Und nun begreifen Sie, lieber Lauter, warum ich heute fröhlich war und so redselig, als wenn Sie Ihre Zeit gestohlen hätten, Sie guter, geduldiger junger Mann. Sie werden froh sein, wenn Sie heute den alten Schwächer los sein werden, — geschehen Sie's nur ganz ruhig ein!“

Fritz versicherte der Wahrheit gemäß, daß ihn die Erzählung des alten Herrn auf das lebhafteste interessirt haben würde, wenn sie auch noch einmal so lang gewesen wäre.

„Ich hätte es garnicht für möglich gehalten,“ sagte er, „daß so etwas einem Menschen passiren könnte. Es paßt einen ja ein Grausen, wenn man bedenkt, daß vor solch' einem Schicksal am Ende kein Mensch sicher ist.“

Herr Klose zuckte die Achseln und seufzte. „Wenn die Zeiten auch besser und die Menschen menschlicher geworden sein mögen im Laufe des letzten Vierteljahrhunderts, so scheinen mir doch die Parteileidenchaften auch heute noch, wie zuvor, viel zu erregbar, das Humanitätsgefühl noch viel zu sehr eingedämmt und abgeschwächt vom Nationalitäten- und Klassenhaß, von Meinungsfeindseligkeit und Unduldsamkeit, als daß ich ein derartiges Niedergreifenwerden eines harmlosen Einzelnen von dem Gange der politischen Geschehnisse für gänzlich unmöglich halten könnte. Aber so leicht ist es doch nicht mehr möglich; in weit größeren Kreisen des Volkes als früher macht sich jetzt politisches Bewußtsein geltend, ein reges und nicht mehr ganz an der Oberfläche des Wissens haften bleibendes Bildungsbedürfniß hat sich der Leute, der Höhergestellten sowohl als der Niederen bemächtigt, — das deutet mit Sicherheit auf ein rasches Fortschreiten des Zeitgeistes und damit

auf einen beträchtlichen Zuwachs an Humanität. Welcher reiche Bürger hätte vor zwanzig, dreißig Jahren daran gedacht, seinen erwachsenen Töchtern ein ganzes Jahr lang Literaturvorträge halten zu lassen? Das ist auch ein Zeichen der Zeit, lieber Lauter, glauben Sie mir."

"Ja, es ist merkwürdig," erwiderte Fritz Lauter, "ich hatte gemeint, die reichen Leute, und besonders die Damen, kümmern sich nur sehr wenig um die Wissenschaft. Wäre es nicht unbescheiden, wenn ich Sie bäte, Herr Klose, mir zu sagen, wer die Herrschaften sind?"

"Nicht im geringsten, nicht im geringsten, lieber Lauter. Die eine der in Rede stehenden Familien ist die des Eisenbahndirektors Oberbaurath Schneemann, eine andre die des Justizrath Wichtel, ferner die des reichen Privatier Herrn Alster —"

"Alster!" rief Fritz, der schon bei dem Namen Wichtel erstaunt aufgehört hatte, sehr überrascht aus. "Wanda Alster wird Ihre Schülerin, Herr Klose?"

Herr Klose war seinerseits über das lebhafteste Interesse, welches Fritz Lauter an dem zuletzt genannten Namen an den Tag legte, auch ein wenig verwundert. "Sie kennen die Familie Alster oder wenigstens Fräulein Alster, deren Vornamen ich nicht einmal weiß?"

Fritz überwand rasch den Anflug von Verlegenheit, welcher ihn ob seines sicherlich recht auffälligen Herausplatzens mit seiner Theilnahme für Wanda überkommen hatte, und theilte Herrn Klose in wenigen Worten mit, daß Herr Alster ein Bekannter seines Vaters gewesen sei, und daß er, Fritz, ein Jugendgespieler Wanda's und vor kurzem der Familie wieder begegnet sei.

"Es scheinen sehr liebe Leute zu sein, die Alster," meinte Herr Klose; "Herr Alster grade soll es gewesen sein, welcher mir das einträgliche und ehrenvolle Engagement verschafft hat. Sie können Sich denken, daß es mehr als einen jungen Privatdozenten gibt und manchen Gymnasiallehrer, der mich darum beneidet. Ich habe mich selbst am meisten gewundert, daß man auf mich, den unbeachtet, fast vergessen dahinlebenden, ehemaligen Schulmeister verfallen ist, einen Menschen ohne jede Spur wissenschaftlichen Rufes —" Herr Klose unterbrach sich. "Es muß aber wirklich schon sehr spät sein; die Herren an dem kleinen Stammtisch da drüben, der flotte Herr Schweder und sein Freund, der Fabrikant — wie heißt er doch? — erheben sich zum Aufbruch!"

Fritz schaute hinüber. Herr Schweder half grade einer hochgewachsenen Dame von elegantester Toilette die Sammetmantille um die schönen Schultern legen. Fritz Lauter mußte wohl etwas länger hingeseht haben, als grade nöthig gewesen wäre, denn Herr Klose sagte lächelnd und nicht ohne tiefere Beziehung:

"Schauen Sie nicht zuviel nach den schönen Frauen der vornehmen Stände, lieber Lauter; solch' ein prachtvoll gefiederter Paradiesvogel hat schon manchem Jüngling aus dem Volke das ehrliche Herz geraubt und die Freunde an den anspruchsofsen Töchtern seines Standes verdorben."

Fritz Lauter schüttelte sehr energisch den Kopf. "Nein, verehrter Herr Klose," betheuerte er, "so rasch folgt mein Herz meinen Augen nicht, und so thöricht bin ich auch nicht, daß ich eine vornehme Dame mit anderen Gefühlen, als mit denen eines Interessirten, wie man es für ein schönes Bild oder so etwas empfindet, anschauen könnte."

"Nun, nun, Sie sind noch sehr jung, und Ihr Herz —" Herr Klose brach wieder ganz plötzlich ab. Jetzt starrte er mit weitgeöffneten Augen nach der Dame hin, die sich eben zum Gehen gewendet hatte und direkt auf den Tisch zutram, an dem Herr Klose und Fritz Lauter saßen.

"Daß die Thür nach der Straße so früh geschlossen wird, ist abscheulich," sagte die Dame zu Herrn Schweder, der dicht an ihrer linken Seite schritt. "Man muß bei allen möglichen Leuten Revue passiren."

"Warum nicht, meine Gnädigste?" entgegnete Herr Schweder. "Die Sonne strahlt ja auch aller Welt, ohne sich zu beklagen!"

"Wenn ich die Sonne wäre, lieber Freund, so würde ich jetzt die schwärzeste Gewitterwolke rufen, um mein Haupt zu verhüllen, aus Aerger, daß mir so geistreiche Lippen eine so verbrauchte Schmeichelei sagen."

"Ich kann mit dem besten Gewissen von der Welt versichern, meine schönste, gnädige Frau, daß der Vergleich, den ich wagte, tiefere Beziehungen und viel größere Berechtigung für mich hatte, als Sie vermuthen können. Sie waren mir heut Abend die Sonne, welche mir einen dunklen Pfad tageshell beleuchtet und

meinen Kopf mit einem gradezu genialen, sieghaften Gedanken befruchtet hat."

Die schöne Frau Senkbeil schaute Herrn Schweder prüfend in's Auge. "Das müssen Sie mir gelegentlich erklären."

Sie war an der Thür angekommen und nahm den Arm ihres Gatten, der mit einem älteren Herrn, einem Verwandten, welcher seine Gattin heute in's Theater und dann hierher in's Restaurant Weinhold begleitet hatte, hinter den beiden hergeschritten war.

Herr Klose schaute der Gesellschaft nach mit so gespannter Aufmerksamkeit, mit so offenbarem Entsetzen, als hätte er ein Gespenst gesehen.

"Die Dame ist wirklich sehr schön," sagte Fritz, der nicht recht wußte, wie er das Benehmen des alten Herrn deuten sollte. "Dieses langgelockte, röthlich goldene Haar und diese großen, dunklen Augen, — ich glaube so ein schönes, eigenthümliches Frauengesicht noch nie gesehen zu haben, ich meine, man könnte sich fürchten vor diesen Augen."

"Sie haben recht, — in Ihnen stecken die trefflichsten Anlagen zu einem ausgezeichneten Menschenkenner, liebster, bester Lauter," erwiderte Herr Klose, sichtlich tief erregt. "Fürchten könnte man sich vor diesen Augen und vor den goldig schillernden Schlangelocken. Ich habe zwar nicht, wie Sie, niemals eine so eigenthümliche Schönheit gesehen, aber doch nur einmal, und ich hoffe, sie nie wiederzusehen."

"Sie kennen also die Dame, Herr Klose?"

"Ich — Sie kennen — diese Dame? O nein, gewiß nicht. Die Dame ist doch sicher noch sehr jung, nicht wahr, lieber Lauter? Sie muß jung sein, ganz ohne Zweifel!"

"Ich würde diese Dame auf höchstens fünf und zwanzig Jahre schätzen," entgegnete Fritz Lauter, indem er Herrn Klose verwundert betrachtete.

"Natürlich, höchstens fünf und zwanzig Jahre!" wiederholte der alte Herr, wie erleichtert. "Sie werden Sich wundern, daß ich mich so lebhaft für die junge Dame interessire; es rührt das daher, daß ich einst jemanden gekannt habe, vor langer, langer Zeit gekannt und zum letztenmal gesehen habe, der dieser jungen Dame sehr auffallend ähnlich sah, wie mir wenigstens im Augenblick schien, — vielleicht täusche ich mich, mein Gedächtniß ist so wenig zuverlässig."

Herr Klose sagte das in einem Tone, der es Fritz räthlich erscheinen ließ, von der Sache nicht weiter zu sprechen. Eine angenehme Erinnerung konnte es jedenfalls nicht sein, die in dem mit freundlichen Erinnerungen überhaupt nicht gesegneten Manne aufgestiegen war.

"Wir werden bald die letzten Gäste sein," bemerkte Fritz daher zum endlichen Ausbruch mahnend.

"Sie haben recht, gehen wir. Und wenn Sie morgen, oder wohl eigentlich heute, früh um 7 Uhr Sich noch am Setzkasten den Schlaf aus den Augen reiben müssen, so denken Sie, lieber Lauter, daß Ihre Müdigkeit einem Freundschaftsdienst geschuldet ist, den Sie einem freude- und freundesarmen alten Menschen geleistet haben."

* * *

Am nächsten Morgen gegen 11 Uhr sehen wir einen Miethwagen vor dem großen Portale des alsterschen Hauses halt machen.

Einer unsrer Bekannten von gestern Abend, Herr Schweder, springt heraus und winkt dem Kutscher, zu warten.

Mit tiefem Komplimente wird der elegante Herr von dem gemüthlichen August empfangen.

"Herr Alster zu sprechen?"

"Bedaure sehr — gnädiger Herr für niemanden sichtbar."

"Für niemanden sichtbar?" Herr Schweder kannte das. Er griff in die Westentasche, worin sich ein kleines Borrathsmagazin bestechlicher Gründe für die Nothwendigkeit, den gnädigen Herrn sofort zu sprechen, befanden. "Ich muß Herrn Alster sogleich sprechen."

Der pfiffige August war nicht gewöhnt, sich für derartige Liebenswürdigkeiten unzugänglich zu erweisen. Aber er that ein wenig verlegen. "Bitte um Verzeihung! Habe mich wohl nicht deutlich ausgedrückt," sagt er und ließ das Geldstück, welches ihm der freigebige Herr Schweder in die Hand gedrückt, nachdem er sich durch das Gefühl überzeugt hatte, daß es ein ganzer harter Thaler war, höchst befriedigt in der Westentasche verschwinden. "Herr Alster sind vor einer Stunde verreis, kommen aber," fügte er tröstend hinzu, als er sah, daß sich des Besuchers Gesicht

unwillig verfinsterte, „noch in dieser Nacht zurück und werden morgen früh sicher zu sprechen sein.“

„Wenn ich der erste sein könnte, den Herr Alster nach seiner Rückkehr vorläßt, so“ — Herr Schweder hielt inne und machte wieder eine, diesmal nur andeutende Bewegung nach seiner Westentasche — „so würde es mir lieb sein.“

August verbeugte sich mit verständnisvollem Lächeln. „Es sind noch niemand vorgemerkt; gnädiger Herr sind der erste. Wenn der Herr um punkt 10 Uhr hier sein wollen, so — ganz gewiß — der gnädige Herr können sich darauf verlassen.“

„Gut, werde mich davon überzeugen.“ Herr Schweder betonte das letzte Wort bedeutungsvoll und wandte sich zum Gehen. Da schien ihm noch ein Gedanke zu kommen; er kehrte sich wieder zu August und schaute ihm noch einmal in das gemüthliche, prüfende Gesicht. Was Herr Schweder sah, mußte ihm nicht übel gefallen, denn er lächelte fein und nickte August in wohlwollender Herablassung zu: „Adieu, mein lieber — Jean, nicht wahr?“

„Dhshüßt — wenn der gnädige Herr erlauben, Dhshüßt!“

„Aha! Also Adieu, Dhshüßt!“

August verbeugte sich viel tiefer, als es sonst seine Art war. „N netter, sehr netter Herr,“ brummte er vor sich hin, als Herr Schweder fort war. „Weiß vernünftige Leute vernünftig zu behandeln. Nicht so, wie dieser Doktor Zuri, dieser Wichtel; alle Jubeljahre zehn Groschen“ — August machte eine unsäglich verächtliche Geberde — „lumpig nenne ich so was, psui Teufel!“

Herr Schweder war indeß wieder in seinen Wagen gestiegen. „Nach der großen Allee, und diese in mäßigem Tempo entlang!“ Dann lehnte er sich in den Fonds des Wagens bequem zurück und schien sich ganz in Nachdenken zu vertiefen.

In der großen Allee begann die Außenwelt wieder Interesse für Herrn Schweder zu gewinnen. Er sah sich aufmerksam nach beiden Seiten hin um. Es war, als ob er etwas oder jemanden suche. Dabei schien er jedoch nicht vom Zufall begünstigt — der Wagen hatte die ganze, wohl eine Viertelmeile lange, große Allee passirt, ohne daß Herr Schweder gefunden, wonach er ausging. Der Kutscher wandte sich fragend nach dem Fahrgast.

„Umkehren — die Allee wieder zurück!“

Dem Kutscher schien die Sache merkwürdig. Zum Spazirenfahren war ihm das Wetter nicht einladend genug, er schüttelte den Kopf, aber er gehorchte mit Vergnügen, — leichter konnte er sich sein Geld nicht verdienen. Aber seine Freude sollte bald ein Ende nehmen. Wenige Minuten, nachdem er den Rückweg in die Allee eingeschlagen, rief Herr Schweder:

„Halt — ich will spaziren gehen!“ Er reichte dem Kutscher das tagmäßige Fahrgeld, nebst einem Trinkgeld, und stieg aus.

Jener lenkte kopfschüttelnd sein Gefährt der inneren Stadt zu, während Herr Schweder den Weg in die Vorstadt hinaus, den der Wagen soeben verfolgt hatte, weiterschritt. Er ging ziemlich langsam; dennoch holte er bald einen Dienstmann ein, der noch langsameren Schrittes nach derselben Richtung mehr bummelte als ging.

Der Dienstmann mochte einige dreißig Jahre alt sein, hatte ein intelligentes Gesicht und war sauber und mit einer gewissen Sorgfalt gekleidet.

„Guten Tag, Willisch, — wie geht's?“

Der Dienstmann Willisch nahm sehr höflich die Mütze vom Kopfe und antwortete: „Danke, gnädiger Herr; nicht eben besonders.“

„Wenig zu thun?“

„Viel zu thun, gnädiger Herr, viel. Aber nichts für unsereinen; alles Kommissionen, die der größte Gel auch besorgen kann. Wenn das nicht bald besser wird, ziehe ich mich vom Geschäft zurück. Dazu bin ich zu gut.“

Herr Schweder lachte. „Nicht so! Stolz lieb ich den Spanier; aber ich begreife nicht recht, Willisch, — unsere Offiziere und Studenten werden doch noch heimlich Mädchen auszuspiioniren, Liebesbriefe zu befördern, kleine Pumpangelegenheiten zu regeln und dergleichen noble Kommissionen mehr zu besorgen haben, — ist das nicht Arbeit, des Schweißes eines Edlen werth?“

Der Dienstmann schüttelte mißmüthig den Kopf. „Unsere jungen Herren, gnädiger Herr, sind keinen Schuß Pulver werth. Die einen haben keine Spur von Poesie — möcht' ich sagen — im Leibe und die anderen keinen Heller Geld im Beutel; jeder ist sich selber Packträger genug. Wenn's hoch kommt, schickt mal der Lieutenant seiner Frau Hauptmann 'ne heimliche Torte oder der Bruder Studio seine Uhr auf's Pfandhaus, — in beiden Fällen ist keine Ehre einzulegen und jetzt's selten mehr als fünf Groschen. Da verliert ein geheimer Kerl schließlich alle Freude an seinem Beruf — das können Sie mir glauben, gnädiger Herr!“

Herr Schweder betrachtete sich den mißvergnügten Dienstmann mit sichtlichem Behagen. „Ich hätte eine Kommission, die einem sehr geheißen Kerl Freude machen könnte, aber eben einen sehr geheißen erheischt.“

„Ah,“ machte Willisch mit Befriedigung, „und da haben Sie, gnädiger Herr, an mich gedacht, blos an mich, will ich hoffen?“

„Allerdings; erwarten Sie mich in einer Viertelstunde im Stadtpark am Schillerdenkmal. Ich habe für die Neugier der Leute hier schon zu lange mit Ihnen konferirt. Dort sollen Sie Instruktionen empfangen.“

Herr Schweder entließ den Dienstmann mit einer Handbewegung und ging in mäßigem Tempo, wie er gekommen war, weiter.

Der Dienstmann zog wieder die Mütze und schritt darauf eilig, als hätte er sofort einen dringlichen Auftrag auszuführen, in der entgegengesetzten Richtung von dannen.

Eine Viertelstunde darauf bummelte der letztere wieder — anscheinend so harmlos als möglich — in den Laubgängen am Schillerdenkmal umher. Sein Beruf mußte ihm jetzt auf's neue Freude machen, denn er piff mit großer Virtuosität eine flotte Opernmelodie vor sich hin und sah heiter in die Welt hinein.

(Fortsetzung folgt.)

Johann Wolfgang Goethe.

Von Dr. Max Vogler.

(Fortsetzung.)

„Wie vielleicht“ — sagt Lewes über den nunmehr zwanzigjährigen Goethe — „war ein schönerer Jüngling in Straßburgs Mauern eingezogen. Lange, bevor er berühmt war, fand man ihn einem Apollo ähnlich; wenn er in ein Speisehaus trat, legten die Leute Gabel und Messer nieder und staunten ihn an. Bilder und Büsten geben nur eine schwache Andeutung von dem, was in seiner Erscheinung am meisten ergriff; nur den Schnitt der Züge geben sie, nicht deren Spiel, und selbst in den bloßen Formen sind sie nicht genau. Seine Züge waren groß und frei geschnitten, ähnlich wie die schönen, leichten Linien der griechischen Kunst. Die Stirn hochgewölbt und mächtig; unter ihr hervor schienen große, glänzende braune Augen von wunderbarer Schönheit, mit Pupillen von fast beispiellosem Umfang; die ein wenig gebogene Nase groß und fein geschnitten; der volle Mund mit der kurzen, aufgeworfenen Oberlippe höchst ausdrucksvoll; Rinn und Kinnbacken von kühnem Bau, und der Nacken, der diesen Kopf trug, schön und kräftig, — aber all' diese Einzelheiten sind

doch nur ein Inventar, sozusagen, seines Aeußern und geben von dem Ganzen kein klares Bild. Von Gestalt war er über Mittelgröße, aber obgleich eigentlich nicht groß, sah er doch so aus und wird gewöhnlich auch so beschrieben, so imposant war seine Erscheinung.“

Leider werden mir die für diese Arbeit festgestellten Raumgrenzen nicht gestatten, den für Goethe's weitere Entwicklung so außerordentlich wichtigen sträßburger Aufenthalt des Dichters in wünschenswerther Ausführlichkeit zu behandeln, sodas ich nur das Allerwesentlichste aus dieser Zeit hervorzuheben vermag.

Dem juristischen Fachstudium lag er zu Straßburg anfangs ebenso wenig wie auf der leipziger Universität ob. Das großartige Bauwerk des Münsters, dem, kaum daß er den Postwagen verlassen, sein erster Weg in der altehrwürdigen, von einer eigenthümlichen Poesie umwobenen Stadt galt, war ihm vielmehr so gleich eine unwiderstehliche Nöthigung, sich in Gedanken „über deutsche Baukunst“ zu vertiefen und wieder andere kunstgeschichtliche

und ästhetische Studien zu treiben. Der Charakter seiner Tüchgesellschaft, welche zu einem guten Theil aus Medicinern bestand, brachte es in Verbindung mit den von Fräulein von Klettenberg in Frankfurt genährten Neigungen mit sich, daß er medizinische und naturwissenschaftliche Vorlesungen hörte, so u. a. Kollegien über Anatomie, Chemie zc., ja, selbst über Geburtshülfe und an den Uebungen in der Klinik theilnahm. Daneben beschäftigte er sich, durch den Theologen Franz Perse und durch Jung-Stilling aufs neue dazu angeregt, wieder mit theologischen Fragen und Betrachtungen. Die Bekanntschaft mit dem Aktuar Salzmann wurde ihm insofern nützlich, als dieser ihn wenigstens zu einigem Fleiß in seinem rechtswissenschaftlichen Studium anregte und in letzterem unterstützte, ihn auch bewog, einen Repetenten anzunehmen, mit dessen Hülfe er sich auf das Examen vorbereitete, ohne sich eingehenden Studien des Faches hinzugeben. Den bedeutendsten Einfluß auf Goethe aber übte Herder aus, welcher seine Kenntnisse in der Volkspoesie und Völkergeschichte wesentlich förderte und besonders auch sein Interesse an den Werken Shakespeare's zu einem noch regeren gestaltete. Goethe hatte den letztern bereits in Leipzig durch die meist in



Zusammenstoß m Ei

Prosa gegebenen Uebersetzungen Wielands kennen gelernt, durch dessen im Jahre 1768 erschienene Dichtung „Musarion“ er damals ebenfalls mächtig angezogen worden war. „Musarion“ — bekannte er später — „wirkte am meisten auf mich, und ich kann mich noch des Ortes und der Stelle erinnern, wo ich den ersten Anshängebogen zu Gesicht bekam, welchen mir Dejer mittheilte.“ Dem gewaltigen Genius Shakespeare's wurde besonders in der

bereits im Anfang der sechziger Jahre von Salzmann gestifteten „Gelehrten Uebungsgesellschaft“, der u. a. auch die Juristen Mayland und Engelbach, sowie L. Wagner und J. M. R. Lenz angehörten, ein begeisterter Kultus gewidmet. Goethe schloß sich dieser auch von Herder fleißig besuchten Vereinigung auf das engste an, und in einer Rede, die er am 14. Oktober 1770, erst kurze Zeit nach der Bekanntschaft mit Herder, in einer Versamm-



Isberge. (Seite 83.)

lung derselben hielt, spricht er sich beispielsweise über den Eindruck, welchen der große Brite auf ihn hervorbrachte, folgendermaßen aus: „Zur Zeit hab' ich wenig über Shakespeare gedacht; — geahnt, empfunden, wenn's hoch kam, ist das Höchste, wohin ich es habe bringen können. Die erste Zeile, die ich in ihm las, machte mich auf zeitlebens ihm eigen, und wie ich mit dem ersten Stücke fertig war, stand ich wie ein Blindgeborener, dem eine

Wunderhand das Gesicht in einem Augenblick schenkt. Ich erkannte, ich fühlte meine Existenz um eine Unendlichkeit erweitert, — alles war mir neu, unbekannt und das ungewohnte Licht machte mir Augenschmerzen. Nach und nach lernte ich sehen, und — Dank sei meinem erkenntlichen Genius — ich fühle noch immer lebhaft, was ich gewonnen habe.“

„... Shakespeare's Theater ist ein schöner Karitätenkasten, in dem die Geschichte der Welt vor unseren Augen an den unsichtbaren Fäden der Zeit vorbeiwirbelt. Seine Pläne sind — nach dem gemeinen Styl zu reden — keine Pläne; aber alle seine Stücke drehen sich um den geheimen Punkt, den noch kein Philosoph gesehen und bestimmt hat, in dem das Eigenthümliche unseres Ichs, die präntirte Freiheit unseres Willens mit dem nothwendigen Gange des Ganzen zusammenstößt.“

Durch diese Shakespearestudien zu dramatischem Schaffen angeregt, begannen jetzt die Entwürfe von „Faust“ und „Göth“ in den Vordergrund seiner Gedanken und Erwägungen zu treten, neben denen er sich, wie sein strasburger Tagebuch beweist, auch mit dem Plane trug, ein Drama „Julius Cäsar“ zu schreiben. Der „Göth von Verlichingen“ war, wie bekannt, das erste Stück, welches zur Ausführung gelangte. „Durch

die fortdauernde Theilnahme an Shakespeare's Werken“ — heißt es in „Wahrheit und Dichtung“ — „hatte ich mir den Geist so ausgedehnet, daß mir der enge Bühnenraum und die kurze, einer Vorstellung zugemessene Zeit keineswegs hinlänglich schienen, um etwas Bedeutendes vorzutragen. Das Leben des biedereren Göth von Verlichingen, von ihm selbst geschrieben, trieb mich in die historische Behandlungsart, und meine Einbildungskraft dehnte

sich dergestalt aus, daß auch meine dramatische Form alle Theater-
grenzen überschritt und sich den lebendigen Ereignissen mehr zu
nähern suchte. . . .“

Neben allen diesen mannichfaltigen Studien, Entwürfen und
Arbeiten verschmähte der junge Dichter auch in Straßburg den
heiteren Lebensgenuß nicht. Besonders nahm er gern an öffent-
lichen Belustigungen theil und machte mit seinen Freunden während
der schönen Jahreszeit Ausflüge in die freundliche Umgebung
der Stadt, und wir müssen hierbei wieder zweier Herzensgeschichten
Goethe's gedenken. Die eine, die merkwürdige Episode seiner
Beziehungen zu den beiden Töchtern des Tanzlehrers, bei dem er
„walzen“ lernte, den lebhaften Französinen Emilie und Lucinde,
soll uns hier nicht weiter aufhalten; man mag die von dem
Dichter in „Wahrheit und Dichtung“ selbst gegebene Schilderung
darüber lesen. Einer eingehenden Erwähnung aber scheint mir
sein Verhältniß zu Friederike von Sesenheim werth, — jenes von
unvergleichlichem Zauber umflossene Bild der Liebe eines Dichters.

Friederike Brion von Sesenheim, — schon aus diesem Namen
weht dem Kundigen jetzt ein wunderbarer, poesievoller Hauch
entgegen, und ein eigenthümlicher Reiz, eine fast ergreifende
Macht süßer und wehmüthiger Rük Erinnerung scheint in den
schlichten Worten zu wohnen!

Er sah sie zuerst bei einem Besuche, den er auf Veranlassung
und in Gemeinschaft seines Freundes und Tischgenossen Beyland,
des vorher erwähnten jungen Juristen, eines Oktobertags in dem
Hause des evangelischen Pfarrers Johann Jakob Brion zu Sese-
nheim, wenige Stunden von Straßburg, machte. Sie trug, „für-
wahr ein allerliebster Stern an diesem ländlichen Himmel, ein
kurzes, weißes rundes Ködchen mit einer Falbel, nicht länger,
als daß die nettesten Füßchen bis an die Knöchel sichtbar blieben;
ein knappes, weißes Mieder und eine schwarze Taffetshürze, —
so stand sie auf der Grenze zwischen Bäuerin und Städterin.
Schlank und leicht, als wenn sie nichts zu tragen hätte, schritt
sie, und beinahe schien für die gewaltigen blonden Zöpfe des
niedlichen Köpfcchens der Hals zu zart. Aus heiteren blauen
Augen blickte sie sehr deutlich umher, und das artige Stumpf-
näschen forschte so frei in die Luft, als wenn es in der Welt
keine Sorgen geben könnte; der Strohhut hing ihr am Arm,“
und so empfand Goethe „das Vergnügen, sie beim ersten Blick
auf einmal in ihrer ganzen Anmuth und Lieblichkeit zu sehen und
zu erkennen“.

Und sie sehen und sich in sie verlieben, war bei unserem
Goethe eins. Und vollends, als sie dann draußen im Freien
mit heller Stimme ihre lustigen elasser und schweizer Liedchen
sang, und als es in die klare Luft hineintönte:

„Vom Wald bin ich kommen, wo's stockfinster ist,
Und ich lieb' dich von Herzen, das glaub' mir gewiß,
Und da lacht er, da lacht er, der schelmische Dieb,
Als ob er wußt wüßte, wie sehr ich ihn lieb'.
Ei ja, ei ja, ei, ei, ei, ei, ja, ja, ja!“

da hatte die kleine Pfarrerstochter sein großes Herz ganz in Bann
geschlagen. Wir wissen, was nun geschah, — welch' selige Tage
und Wochen den beiden verfloßen, — wir wissen, welches das
Ende war, — daß Goethe ihr nach kurzem Rauch entlagte, —
wir wissen aber auch, daß der Dichter selbst gestand, „das schönste
Herz in seinem Tiefsten verwundet zu haben,“ und wir wissen
aus dem Munde seines Sekretärs Kränzer, daß, als der Dichter
ihm seine Erinnerungen an Sesenheim und Friederike vierzig
Jahre später diktierte, daß da der Greis, im Zimmer auf und ab
gehend, oft stehen blieb und im Diktiren innehielt, in langes
Schweigen versank und seufzte und nur in leisem Tone weiter
erzählte. Und wir verdanken seiner Liebesempfindung zu Friederike
von Sesenheim eine Reihe der trefflichsten Lieder und das Märchen
von der „Neuen Melusine“. Wir haben ferner das Selbst-
bekenntniß: „Die beiden Marien in Götz von Berlichingen und
Clavigo und die beiden schlechten Figuren, die ihre Liebhaber
spielen, möchten wohl Resultate solcher reinigen Betrachtungen
(wie sie der Dichter nach seiner Trennung von Friederike an-
stellte) sein.“

Goethe hatte inzwischen ernstlich daran gedacht, sich dem von
seinem Vater gewünschten Examen, durch welches er sich den
Doktorhut erwerben sollte, zu unterziehen. Die lateinisch ge-
schriebene Dissertation, so sehr sie dem Vater gefiel, fand jedoch
nicht den genügenden Beifall der juristischen Fakultät, um zum
Druck zu gelangen. Er durfte daher nur über eine Reihe auf
das Staatsrecht bezüglicher Thesen disputiren und wurde darauf-
hin im August 1771 zum Doktor der Rechte promovirt. Gegen

Ende desselben Monats kehrte er nach Frankfurt zurück, unter-
wegs in Mannheim noch neue schöne Eindrücke in sich aufnehmend,
indem er hier zum erstenmal die herrlichsten antiken Bildwerke
in Gypsabgüssen sah, „eine Sammlung trefflicher Abgüsse der
durch Winkelmanns Schriften aufs neue in das geistige Leben
der Gegenwart gerufenen Götter- und Heroenwelt Griechen-
lands.“

Sobald der junge Doktor wieder im Elternhause angekommen
war, ließ er sich auf den Wunsch des Vaters als Advokat ver-
eiden, ohne in der Folge sich indeß mit besonderem Eifer der
juristischen Thätigkeit zu widmen. Den größten Theil seiner Zeit
nahmen erneute Beschäftigungen mit der griechischen Literatur,
der gothischen Baukunst, der Bibel und vor allem die Arbeiten
am „Götz“ in Anspruch. Unter denen, welchen er seine Pläne
mitzutheilen und das Geschriebene vorzulesen pflegte, befand sich
jetzt auch J. G. Schlosser wieder, sowie dessen älterer Bruder Hiero-
nymus, durch welche er mit dem Kriegszahlmeister J. H. Merck
in Darmstadt bekannt gemacht wurde. Dieser Mann ist bekannt-
lich von der größten Bedeutung für Goethe gewesen, dessen un-
übertreffliches Talent und geistigen Reichthum er schon damals
mit richtigem Blick erkannte. Merck stand mit den bedeutendsten
Geistern jener Zeit, u. a. mit Herder, in intimen Beziehungen;
ein feiner Kenner, namentlich der englischen Literatur und ein
vielseitig Gelehrter überhaupt, wurde er wegen seines sicheren,
treffenden Urtheils geschätzt, welches er vorzugsweise in seinen
Beiträgen zu den „Frankfurter gelehrten Anzeigen“, zu Nicolai's
„Allgemeiner Bibliothek“ und zu Wieland's „Merkur“ nieder-
zulegen pflegte. Durch diese neue Bekanntschaft wurde Goethe
vor allem veranlaßt, ebenfalls zu den „Frankfurter gelehrten
Anzeigen“ durch Beiträge aus seiner Feder in Beziehung zu
treten, was wiederum zur Folge hatte, daß er mit einer Anzahl
anderer gediegener Männer in Verbindung kam.

Die erste Bearbeitung des „Götz von Berlichingen“ entstand
zu ihrem größten Theile im November 1771, zu welcher Zeit der
Dichter an Salzmann schrieb: „Mein ganzer Genius liegt
an Unternehmen, worüber Homer und Shakespeare und alles ver-
gessen werden! Ich dramatisire die Geschichte eines der edelsten
Deutschen, rette das Andenken eines Mannes, und die viele Arbeit,
die mich's kostet, macht mir einen wahren Zeitvertreib, den ich
hier so nöthig habe.“ Indessen beschäftigte ihn die Dichtung,
welche er bekanntlich noch zweimal bearbeitete, auch während seines
nächstfolgenden Aufenthalts in Frankfurt noch, und die Veröffent-
lichung des Dramas fand erst im Frühjahr 1773 statt. Wie
schon bemerkt, liegt die Bedeutung der strassburger Zeit für Goethe
vor allem darin, daß sie seinem Geiste die Richtung auf eine
ächt deutsche Bildung gab. Er stellte sich, sowohl durch Lessings
rückichtslose Kritik des damals allgemein herrschenden französischen
Dramas wie durch das Studium Shakespeare's, direkt dazu an-
geregt, in dieser Schöpfung in einen prinzipiellen Gegensatz zu
dem unnatürlichen, deklamatorischen Charakter des französischen
Theaters, indem er die Personen des Stücks dem wirklichen Leben
entsprechend auftreten, denken, reden und handeln ließ. Es spricht
sich darin durchaus der Sturm und Drang in seiner damaligen
Gemüths- und Gedankenwelt aus, und wenn es hier nicht unsere
Aufgabe sein kann, näher auf die Komposition des Stüdes, die
Anlage und Durchführung der Charaktere desselben einzugehen,
so glauben wir die Eigenart des Dramas — eine Bezeichnung
für den „Götz“, die übrigens nicht zutreffend und deren Richtig-
keit daher auch in Zweifel gezogen worden ist — und die Stellung
desselben in der Reihe der goethe'schen Werke am besten durch
folgende Worte des berühmten Biographen unseres Dichters zu
verdeutlichen: „Besonders anziehend für einen Dichter dieser
Zeit“ — sagt Lewes — „war im ‚Götz‘ die Weihe individueller
Größe. Nicht durch seinen Rang, sondern durch seine Natur war
er groß; seine Ueberlegenheit war nicht ein Erbtheil seines Hauses,
nicht durch Hofgunst erlangt, sie ruhte allein auf seinem starken
Arm und seinem unbezwinglichen Geist. Und war nicht auch der
Kampf des ganzen achtzehnten Jahrhunderts ein Kampf für die
Anerkennung des Individuums, ein Kampf von Recht gegen Vor-
recht, von Freiheit gegen Herkommen? Der Kampf des sechzehnten
Jahrhunderts galt denselben Zielen; die Reformation war auf
religiösem Gebiete, was die Revolution auf politischem: ein Wider-
stand gegen die Tyrannei des Herkommens, ein Kampf für die
Rechte individueller Gedankenfreiheit gegen die starren Gesetze der
herrschenden Klassen.“ Und, fügen wir hinzu: „Simmlische Lust —
Freiheit! Freiheit!“ sind die letzten Worte des sterbenden Götz,
dieses Ritters mit der eisernen Hand und dem eisernen Willen. . . .“

So sehr sich Rath Goethe über den vorläufigen, durch die Promotion seines Sohnes gekrönten Erfolg der juristischen Studien desselben freute, so schien ihm doch auch jetzt das Wesen des Doktors noch zu erzentrisch, sein Gebahren zu kraftgenialisch, und daß er sich neben seiner literarischen Thätigkeit auch noch den Uebungen im Reiten, Fechten, Schlittschuhlauf mit erneutem Eifer hingab, gefiel ihm nun vollends garnicht. Er sandte ihn deshalb im Frühjahr 1772 nach Wezlar, damit er sich beim dortigen Reichskammergericht mit dem deutschen Civil- und Staatsrecht vertrauter mache.

Die Gesellschaft mehrerer junger, ausgelassener Gesandtschaftssekretäre, in der er sich zuerst in Wezlar vergnügte, befriedigte ihn bald nicht mehr, und er schloß sich an den feingebildeten Gotter, welcher 1770 in Gemeinschaft mit Voie den „Göttinger Musenalmanach“ gegründet hatte, an. Gotter veranlaßte in der Folge Goethe zu Beiträgen für Voie's Almanach und brachte ihn auch in Berührung mit den göttinger Dichtern (Klopstock, die Gebrüder Stolberg, Fr. Jacobi, Jung-Stilling), deren ungestüme Freiheitsdrang in Goethe mächtig nachwirkte und aus verschiedenen Stellen des „Göth“ kraftvoll herausklingt. Durch denselben Mann wurde er auch mit dem damals 24 Jahre alten hannoverschen Legationssekretär Kestner bekannt, dem Bräutigam von Charlotte Buff. Letztere war die Tochter des Amtmanns Buff, der in Wezlar ein Besitztum des damals schon arg heruntergekommenen „Deutschen Ordens“ verwaltete und dabelbst das sogenannte „deutsche Haus“ bewohnte. Welchen Eindruck Goethe auf Kestner machte, geht aus einem Briefe des letzteren hervor, dem wir folgende Stellen entnehmen: „Im Frühjahr 1772 kam hier ein gewisser Goethe aus Frankfurt, seiner Handthierung nach Dr. juris, 23 Jahre alt, einziger Sohn eines sehr reichen Vaters, um sich hier — dies war seines Vaters Absicht — in praxi umzusehen, der seinigen nach aber den Homer, Pindar u. s. w. zu studiren, und was sein Genie, seine Denkungsart und sein Herz ihm weiter für Beschäftigungen eingeben würden.“ ... „Er hat sehr viel Talent, ist ein wahres Genie und ein Mensch von Charakter, besitzt eine außerordentlich lebhafte Einbildungskraft, daher er sich meistens in Bildern und Gleichnissen ausdrückt.“ ... „Er ist in allen seinen Affekten heftig, hat jedoch oft viel Gewalt über sich. Seine Denkungsart ist edel; von Vorurtheilen soviel frei, handelt er, wie es ihm einfällt, ohne sich darum zu bekümmern, ob es Mode ist, ob es die Lebensart erlaubt. Aller Zwang ist ihm verhaßt.“ ... „Er ist nicht, was man orthodox nennt, jedoch nicht aus Stolz oder Caprice oder um etwas vorstellen zu wollen.“ ... „Er geht nicht in die Kirche, auch nicht zum Abendmahl, betet auch selten; denn, sagt er, ich bin dazu nicht genug Lügner.“ ... „Vor der christlichen Religion hat er Hochachtung, nicht aber in der Gestalt, wie sie unsere Theologen vorstellen.“ ... „Ich wollte ihn schildern, aber es würde zu weitläufig werden, denn es läßt sich gar viel von ihm sagen. Er ist mit einem Worte ein sehr merkwürdiger Mensch. — Ich würde nicht fertig werden, wenn ich ihn ganz schildern wollte.“

Goethe's Verhältnis zu Charlotte Buff ist bekannt. Sie war, damals erst 16 Jahre alt, bereits zwei Jahre mit Kestner versprochen, und löste Goethe, kaum daß er sie kennen gelernt, durch ihr einfaches, natürliches, munteres Wesen eine schwärmerische Neigung ein, welche dann im „Werther“, gemäß seiner schon hervorgehobenen inneren Nöthigung, das Selbsterlebte poetisch darzustellen, ihren charakteristischen Ausdruck fand. „Der Werther“ — sagte der Dichter noch im Jahre 1824 zu Edermann — „ist auch so ein Geschöpf, das ich, gleich dem Pelikan, mit dem Blute meines eigenen Herzens gefüttert habe. Es ist darin soviel Innerliches aus meiner eigenen Brust, soviel von Empfindungen und Gedanken, um damit wohl einen Roman von zehn solcher Bändchen auszustatten.“ Hinzugesügt mag noch sein, was Kestner über die Persönlichkeit seiner Braut Lotte sagt: „Sie hat, wenn sie gleich keine ganz regelmäßige Schönheit ist, eine sehr vortheilhafte, einnehmende Gesichtsbildung; ihr Blick ist wie ein heiterer Frühlingmorgen. ... Er (Goethe) bemerkte bei ihr Gefühl für das Schöne der Natur und einen ungezwungenen Wit, mehr Laune als Wit.“

Mit Karl Wilhelm Jerusalem, dessen tragisches Schicksal der andere, wenn auch nicht direkte, Antrieb zur Schöpfung des „Werther“ gewesen ist, und den wir hier schließlich noch kurz zu erwähnen haben, pflegte Goethe keineswegs Umgang, da der stille, schwärmerische junge Mann die Zurückgezogenheit liebte. Er war der Sohn eines protestantischen Pfarrers zu Riddagshausen

und hatte Goethe bereits als Student in Leipzig kennen gelernt. Als Sekretär bei der braunschweigischen Gesandtschaft in Wezlar weilend, verfiel er, von heißer Leidenschaft zu der Gattin eines Freundes, des pfälzischen Sekretärs Herdt, erfaßt, immer mehr in Trübsinn und machte seinem Leben am 30. Oktober 1772 durch eine Kugel freiwillig ein Ende. Jerusalem war namentlich ein feiner Kenner der englischen Literatur, und gerade die düster-schweremüthigen Dichtungen, die uns unter dem Namen „Ossian“ überliefert sind, haben ihn wohl in die Irregänge einer schwärmerischen, erschlaffenden Melancholie hineingelockt. Seine „Philosophischen Abhandlungen“ hat Lessing, mit dem er zu Wolfenbüttel befreundet ward, im Jahre 1776 herausgegeben.

Am 11. September 1772 reiste Goethe, ohne vorher von Kestner und Lotte Abschied zu nehmen, von Wezlar weg, um sich so einer Umgebung zu entziehen, die für sein Herz immer gefährlicher zu werden drohte. Nach einer herrlichen, an mannichfachen Anregungen reichen Bahnreise kam er in Koblenz an, wo er im Hause des Geheimraths von La Roche mit Merck zusammentraf und in Gesellschaft vor allem der Frau von La Roche, der Jugendgeliebten Wielands, und ihrer ältesten Tochter Maximiliane, der künftigen Mutter Bettina's, deren schwarze Augen mit feuriger Lebendigkeit in die trübe, nebelchwangere Atmosphäre seines Gemüths hineinleuchteten, schöne Tage verlebte. Dann ging es in Gesellschaft Merck's und seiner Familie den Rhein hinauf, wieder Frankfurt zu.

Nach der alten Mainstadt zurückgekehrt, widmete er sich sowohl, von seinem Vater darin unterstützt, der Rechtspraxis mit größerem Fleiß als vorher, wie er andererseits, neben vorübergehenden Studien in der Malerei, seine literarischen Beschäftigungen, unter denen die Umarbeitung des „Göth“ die erste Stelle einnahm, fortsetzte. Die Wirkung dieses Schauspiel's war sowohl beim Publikum wie bei der Kritik eine große, eine fast enthusiastische. „Der kühne Ausdruck des Geistes der Freiheit, die Opposition gegen das französische Wesen, und die Originalität nicht weniger als die Kraft der Sprache bereiteten ihm einen Triumph durch ganz Deutschland.“ Die Nachahmungen folgten sich in so großer Zahl und in so rascher Folge, wie die Pilze aus der Erde hervorwachsen, sodaß das Stück auf die Entwicklung des deutschen Dramas, selbstverständlich, ohne daß Goethe eine Schuld daran zur Last gelegt werden kann, leider zunächst einen keineswegs heilsamen Einfluß ausgeübt hat.

Wenn wir im „Göth“ den einen Merckstein der goethe'schen Sturm- und Drangperiode und das bedeutendste Werk dieser überhaupt erblicken müssen, so sind die „Leiden des jungen Werthers“ der andere. Denn, wie mit Recht hervorgehoben worden ist, war diese Zeit nicht bloß eine Periode titanenhaften, kraftgenialischen Ringens, sondern auch eine solche ungeheurer Sentimentalität. Während der nächsten Jahre unterhielt der Dichter einen lebhaften Briefwechsel mit Kestner und Charlotte, hatte aber seine Leidenschaft zu dieser wohl schon überwunden, als er im Sommer 1773 den im Februar des folgenden Jahres vollendeten Roman begann, wenn auch die Worte, mit denen er das im September von 1774 an Lotte geschickte Exemplar begleitete, noch bewegt genug klingen. „Lotte,“ schrieb er, „wie lieb mir das Büchelchen ist, magst Du im Lesen fühlen, und auch dieses Exemplar ist mir so werth, als wär's das einzige in der Welt. Du sollst's haben, Lotte, ich hab es hundertmal geküßt, hab's weggeschlossen, daß es niemand berühre. O Lotte! — Und ich bitte Dich, laß es außer Meyers niemand izeh sehen, es kommt erst die Leipziger Messe in's Publikum. Ich wünschte, jedes läs' es allein vor sich, Du allein, Kestner allein, und jedes schriebe mir ein Wörtgen. Lotte Adieu Lotte! ...“ Wie bekannt, erregte das Buch das größte Aufsehen, nicht bloß in Deutschland, sondern selbst in fernen Ländern, eben, weil es so ganz aus der Stimmung seiner Zeit heraus geschrieben war. „Diese (durch die englische Literatur, durch Youngs Nachtgedanken, Shakespeare's Hamlet und Ossian genährte) Gesinnung“ — erzählt Goethe selbst in „Wahrheit und Dichtung“ über die Ursache dieses außerordentlichen Erfolgs — „war so allgemein, daß eben Werther deswegen die große Wirkung that, weil er überall anslug und das Innere eines kranken jugendlichen Wahns öffentlich und faßlich darstellte. ... Ich fühle mich, wie nach einer Generalbeichte, wieder froh und frei. Das alte Hausmittel war mir diesmal vortrefflich zu Statten gekommen. Wie ich mich aber dadurch erleichtert und aufgeklärt fühlte, die Wirklichkeit in Poesie verwandelt zu haben, so verwirrten sich meine Freunde

darán, indem sie glaubten, man müsse die Poesie in Wirklichkeit verwandeln, einen solchen Roman nachspielen und sich allenfalls selbst erschließen. . . . Die Wirkung dieses Büchleins war groß, ja ungeheuer, und vorzüglich deshalb, weil es genau in die rechte Zeit traf. Denn wie es nur eines geringen Bündfrants bedarf, um eine gewaltige Mine zu entschleudern, so war auch die Ex-

plosion, welche sich hierauf im Publikum ereignete, deshalb so mächtig, weil die junge Welt sich schon selbst untergraben hatte, und die Erschütterung deswegen so groß, weil ein jeder mit seinen übertriebenen Forderungen, unbefriedigten Leidenschaften und eingeübten Leiden zum Ausbruch kam."

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Fremdwörter im Deutschen.

Von M. Wittich.

(Fortsetzung.)

Kehren wir nun zu unsrer Epoche des dreißigjährigen Krieges zurück. In Georg Neumarks „Palmenbaum“ finden wir folgendes „Alamodisches Lied“, welches einem gewissen Confusius Allapotrida zugeschrieben wird:

Reverirte Dame,
Phönix meiner äme (Seele),
Gebt mir Audientz.
Ewrer Gunst meriten (Verdienste)
Machen zu Falliten (bringen zu Falle, machen zu schanden)
Meine Patientz (Geduld).
Ach, ich admirire (bewundere)
Und considerire (überlege betrachtend)
Ewre violentz (Grausamkeit);
Wie die Liebesflamme
Mich brennt sonder blame (ohne Tadel)
Gleich der pestilentz.
Ihr seid sehr capable (fähig, begabt),
Ich bin peu valable (wenig mächtig)
In der eloquentz (Beredtsamkeit).
Aber mein serviren (dienen)
Pflęgt zu dependiren (abzuhängen)
Von der influentz.

Dann couliren (rollen) des Dichters Larmes (Thränen) über seine jouen (Wangen), sodas Neptun rhume (Schnupfen) bekommt; „Meretriaden“ und „Flußnajakaden“ und Tritonen, die Coquilles tragen (Flußgottheiten, die auf Muscheln blasen), würden nur rejouiret (erheitert) werden, wenn die Angefungene sich der abstinentz vom Hasen befließigen würde. Dann würde das Meer süß werden und ihr „reverentz machen“.

Dabei hatte man wenigstens die Ehrlichkeit oder Gewissenhaftigkeit, die fremden Worte in lateinischen Buchstaben zu schreiben und zu drucken; aber vielleicht soll das auch nur zeigen, wie gut der betreffende Schriftsteller mit Fremdwörtern vertraut ist, und es wäre also noch ein weiteres Stück Prahlerei und Eitelkeit!

Solcher Schwulst, wie in obigem, vielleicht satirischen Gedicht findet sich aber auch in den ernstgemeinten Gedichten jener Zeit, sodas mit Recht Neumark ingrinnig fragen durfte: „Wenn auch alle anderen Sprachen ihre Uebersetzungen finden: wer teutschet mir das Teutsche?“

Wir befinden uns eben ganz in jener wälschen, d. i. italienisch-französischen, patzschouklustenden Atmosphäre, die in der ganzen, damals auf Bildung Anspruch erhebenden, Spaniol schnupfenden Gesellschaft herrschte. Und doch bekam man den feinen Schmelz und die glatte Eleganz der linksrheinischen Nachbarn bei uns nicht heraus: aller jener Firlefanz stand dem beweglichen, von Natur mit feinerem Sinn für elegante Form ausgestatteten Franzosen ganz anders zu Leibe als dem guten Deutschen, der im Verhältnis zu dem versailer oder pariser Cavalier doch immerhin so ein bißchen wie ein ungeleckter Vär dastand.

Auf diesem Hintergrund scheint uns auch das Bild eines Philipp von Hesen, dieses Donquixote der deutschen Literatur, weniger widerwärtig und lächerlich. Er ist aber doch einer der tastenden Vorläufer und Pfadfinder der heute als stolze Wissenschaft dastehenden Sprachvergleichung, und seine Zeit ward ihm nicht gerecht; wie er überhaupt immer zu schlecht wegkommt in der Literaturgeschichte. Aber lächerliche Seiten hat er eben auch, und — das Lächerliche tödtet, sagt der Franzose. Seinem Roman „Die adriatische Kosamunde“ fügte er einen Anhang von Bedeutungen seiner Mache zu, in der wohlmeinendsten Absicht. Zuerst mußten die griechisch-römischen Götter ihre Namen verdeutschten lassen; die Jagdgöttin Diane wird zur Waidbinne, Minerva, die Göttin der Weisheit, zur Kluginne, Venus, die Liebesgöttin, zur Lustinne oder Freie, Pomona zur Obstinne,

Flora zur Bluminne, Juno zur Himmelinne, Vulkan zum Gluthsang. Das Pistol nennt Besen Reitypuffert, den Schornstein Dachnase, den Hut Kopfdeckel, die Person Selbstand, die Natur Zeugemutter, die Maske Mummgesicht, das Fenster Tageleuchter, das Theater Schauburg, den Bers Tichtling, die Flinte Schießprügel, welch' letzteres sich als derbkomischer Ausdruck nebst einigen wenigen anderen erhalten hat. Wie angelegen ihm die Würde der deutschen Sprache war, zeigt seine 1642 erschienene „Rettung der deutschen Hauptsprache“. — In einem Gedichte Georg Greflingers, „Seladons beständige Liebe“, spricht der Liebhaber folgende merkwürdige Worte zu seiner angebeteten Flora:

„Zwar, die Wahrheit zu bekennen,
Ich hab etwas schlecht studirt,
So weiß ich auch nicht zu nennen,
Was bei uns so güldig wird:
Hier geb ich mich kläglich an,
Das ich nicht Französisch kann.“

Die strafende Ironie gegen das Wälschen ist unverkennbar.

Die königsberger Dichter, voran Simon Dach, der Verfasser des sogar vollständig plattdeutsch geschriebenen und zum Volkslied gewordenen „Anke von Tharau“, stehen sonst als Dichter nicht grade sehr hoch, sind aber verhältnismäßig frei von französischem Einflusse.

Der wackere schlesische Edelmann Friedrich von Logau, der erst von Lessing von seinem literarischen Scheintod erweckt werden mußte, weil er verschmähte, lobhudelnde Gedichte an solche Leute zu richten, die sich bereits auf dem deutschen Barnas angekauft hatten, und dafür Reklame durch Antwortgedichte zu bekommen, zeichnet sich ebenfalls durch festes Eintreten für die deutsche Sprache aus. In seinen Epigrammen, d. h. „Ausschriften, Singsgedichten, Stachelreden“, oder wie man es sonst wohl noch überlegt hat, sagt er von seiner Zeit:

„Wer nicht Französisch kann,
Ist kein gerühmter Mann.
Drum müssen wir verdammen,
Von denen wir entstammen,
Bei denen Herz und Mund,
Alleine deutsch gekunnt.“

Und an einer andern Stelle heißt es:

„Das deutsche Land ist arm, die Sprache kann es sagen,
Die jezt so mager ist, daß man ihr zu muß tragen
Aus Frankreich, was sie darf (bedarf) und her vom Tiberstrom,
Wo vor (vordem) Latein starb auch mit dir, unrdmisch Rom;
Zum Theil schickt's Iber (Ebro), das andre wird genommen
So gut es wird gezeugt und auf die Welt ist kommen,
Durch einen Gerne-Klug, der, wenn der Geist ihn rührt,
Jezt dieses Prale-Wort, jezt jenes rauß gebiert.
Die Mufen wirkten zwar durch kluge Dichterfinnen,
Daß Deutschland sollte deutsch und artlich reden können,
Mars aber schafft es ab und hat es so geschickt,
Daß Deutschland ist blutarm, drum geht es so gesickt.“

Des römischen Kaiserreichs Fall leitet er also von dem Verfall der lateinischen Sprache her und warnt seine Landsleute vor diesen Gefahren. Für die Leistungsfähigkeit der Muttersprache tritt er in folgenden Epigrammen ein:

„Ist die deutsche Sprache rauß? Wie desß so kein Volk sonst nicht
Von dem liebsten Thun der Welt, von der Lieb' so lieblich
spricht!“

* * *

„Kann die deutsche Sprache schnauben, schnarchen, polstern, donnern,
krachen,
Kann sie doch auch spielen, scherzen, liebeln, gütteln*, lärmeln**),
lachen.“

*) freundlich thun. — **) kosen.

Schottel, der eine gelehrte Grammatik der deutschen „Haupt- und Heldensprache“ schrieb, klagte, daß „Ausländer dürfen sagen, es wehren (wären) ohngefähr zweihundert teutsche Grundwörter, das übrige wehre ein großes Geseß und müste (müßte) bald von hier, bald von dort abgeleitet werden.“

Einer der bedeutendsten Prosaiter der Zeit, Roscherosch (1601—1669) zieht in den „Gesichten Philanders von Sittewald“ derb gegen die verwahrlosten Sitten der Zeit zu Felde. „Gesichte“, d. h. Visionen, Traumbilder waren eine seit Dante beliebte dichterische Einkleidungsform, und diese deutsche Arbeit ist einer spanischen nachgeahmt. Im ersten „Gesicht“ des zweiten Theils kommt Philander auf das Schloß Geroldssee bei Zabern im Elsaß, wo die „altteutschen Helden Ariovist, Arminius, Witthindus, der hürnen Siegfried“ u. a. zu gewisser Zeit alljährlich zusammenzukommen pflegten und eben wieder versammelt waren. Von diesen wird nun unser Philander weiblich verspottet, wegen der undeutschen Fremdländerei in Tracht und Sitten, Namen und Sprache. Erst als er mit schriftlicher Handfeste versprochen hat, daß er fernerhin deutsch leben, sich kleiden und vor allen Dingen aber „die Muttersprach rein und unverfälscht reden, mit keinen fremden Wörtern beschmizen noch vermehren wolle“, wird er nach manch' ausgestandenem Hohne von den alten Herren in Gnaden entlassen.

Unter den eingestreuten Gedichten finden sich folgende, recht derbe, uns hier angehende Verse:

„Ihr böse Teutschen,
Man sollt euch peutschen,
Daß ihr die Muttersprach
So wenig acht.

Ihr lieben Herren,
Das heißt nicht mehrren,
Die Sprach verkehren
Und zerstören.

Ihr thut all's mischen
Mit faulen Fischen,
Und macht ein Mißgemäsch,
Ein wüste Wäsch.“ u. s. w.

Hans Lauremberg (1590—1659), Professor an der Universität Sorde, war so wenig vom Gelehrtenämte erfüllt, daß er als Dichter gegen Ende seines Lebens mit seinen „Veer Scherzgedichten“, in plattdeutscher Volksmundart abgefaßt, auftrat, und in einem derselben, dem dritten, heftig und derb, aber voll köstlichen Humors gegen das „Vormengen der spraken und Titul“ ankämpft. Er spottet, „davonlaufen heiße heutzutage retiriren, ein Schlingel sei ein Cujon, was man sonst ‚stehlen‘ genannt, heiße jetzt ‚es künstlich anpacken!‘ Jetzt wolle jedermann Monsieur heißen, Fuhrleute, Stallknechte und Scheerenschleifer; der Hofmeister sei ein Präceptor, der Schreiber ein Secretarius und der Quackfalter werde ein Doctor genannt.

Köstlich ist folgender Schwank, den er, gegen

„Dat franjösisch Dütsch, dat vör gar wenig jaren
Erst upgekomen ys und glyk als nie gebaren“

sich wendend, erzählt.

Ein junger Landedelmann, der achtzehn Wochen in Paris war und nun ganz für alles „Parissische“ eingenommen ist, gibt seinem Koch den Auftrag:

Cuisinier (Koch), von meinen Kameraden
Hab ich zwei oder drei zum déjeuner geladen,
Mach mir ein gut potage (Suppe) mit all appertenance (Zubehör),
Wie man es à la cour dressiren pflegt en France (an dem Hof
zu Frankreich vorzurichten).

Dann schildert er diese nouvelle mode, d. i. die neue Mode, und schließt:

„Mat mir die Suppe nur, wie yl hab geredt.“

und der Koch antwortet: So wie er gesprochen habe, wolle er die Suppe auf guten Glauben machen. Nun kocht er in einem großen Kessel Grütze, Kohl, Erbsen und Warmbier zusammen, thut eine Handvoll Pfeffer daran und 1½ Loth Zucker. Das Gericht schmeckt natürlich grenlich, die Gäste müssen sich erbrechen. Als jedoch der Hausherr den Koch strafen will, entgegenet dieser ganz kühl und mit Gemüthsruhe: Ich habe die Suppe gemacht, wie Ihr gesprochen. Was Ihr spracht, war zusammengeichraut aus Deutsch, Französisch, Griechisch, und so ist die Suppe auch „von veelen Stücken“.

Eine Mittelstellung nimmt, gegen die Sprachmenger, aber auch gegen die unsinnigen Reinerer Krieg führend, der Satirendichter Rachel (1618—1669) ein. In der uns angehenden Satire „Der Poet“ mahnt Rachel folgendermaßen:

„Auch sieh dich eben für, daß deine Arbeit nicht
Sei allzusehr genau und sorglich eingericht
Nach Hirsen-Friemers Art, wann er also darf setzen:
Der Erzzgott Jupiter, der hatte sich zu legen,
Ein Gastmahl angestellt: die Weidum*) gab das Bild,
Der Gluhfang*) den Thoback, der Sahl ward angefüllt,
Die Obstum*) trug zu Tisch in einer vollen Schüssel,
Die Freye**) sah und spielt mit einem Liebes-Schlüssel,
Der kleine Liebreich***) sang ein Tichtling*) auf den Schmanß,
Der trunkne Heldreich†) schlug die Tageluchter aus.“ u. s. w.

Diese Sonderbarkeiten sucht er zu erklären, indem er schildert, wie diese babylonische Sprachverwirrung in deutschen Landen zustande gekommen sei:

„... Dies Gend ist entsprungen
Vom guten Vorsatz her, weil man mit fremden Zungen
Die edle Muttersprach zu schänden auffgehört
Und unfre Teutsch hat das reine Teutsch gelehrt,
Und war ein neu Gespräch gemählich aufgekomen,
Und hatte mit der Zeit ganz überhand genommen,
Daß eine Junge nur, ein teutscher Mann allein
Auß nüchtern Munde sprach Franjösisch, Welsch, Latein.“

Daraus wäre ein förmliches „Mengel-Rueß“ entstanden, von dem Rachel eine schredenerregende Probe gibt, die leider zu lang und zu schwer zu kürzen ist, als daß wir sie ganz oder nur zum Theil wiedergeben könnten. Dann fährt er fort:

„Das war die güldne Kunst, zu reden und zu schreiben,
Nun denkt ihm einer nach, wann dieses noch sollt bleiben
Als wie der Anfang war bei jedermann gemein,
Welsch eine Sprache sollt in Teutschland endlich sein!
So hat die Barbarei das gut Latein zerstücket,
Und Gotisch, Wendisch, Teutsch mit Macht hineingefüdet.
Dadurch kam allereerst der Mischmasch auf die Welt,
Und eben dieses wehre (wäre) den Teutschen auch geschehen,
Wenn nicht mit allem Ernst da wehre zugesehen,
Der Lapperei gewehrt, das reine Teutsch erzwungen,
Das nichts erbetteln darf (zu erbetteln bedarf, nöthig hat zu betteln)
von fremder Sprach und Zungen.

Es kompt mir eben vor, als wenn man ein Gesicht,
Dem keiner Schönheit Bier noch Liebliqkeit gebricht,
Nach eüler Weiber Art noch will mit Pflaster schmüden,
Die künstlich sein geschmüzt als Käffer oder Mäden:
Kähm irgend auff die Welt ein Kind mit solchen Fleden,
Wie sorglich sollte man die Mißgeburt verdecken!
Wann öffentlich Hans Wurst will ausgelachet sein,
So fleckt er das Gesicht, wie euch nun ist gemein.
Nun, solch ein Narr ist auch und würdig seiner Klappen,
Der unser schönes Teutsch mit der Franjösen Lappen
Noch besser machen will...“

Die Fremdwörterseuche wüthete aber immer fort und es werden auch im 18. Jahrhundert Klagen darüber laut. Wie übermächtig die Mode wirkte, das ersieht man übrigens aus dem Zueignungsgedicht, welches der zittauer Schuldirektor Weiße (1642—1708) seinen Poesien voranstellt:

„Und weil die Teutschen viel aus andern Sprachen borgen,
So muß ich ebenfalls mich auch dazu verstehen;
Ein ander, den's verkreußt, mag sich zu Tode sorgen.
Genug, daß die Verse gut, die Lieber lieblich gehn.“

Ganz anders und mit grimmiger Strenge eifert Burkhard Wenke gegen die franjösischen Fickworte im Munde der vornehmthuenden Damenwelt:

„Doch bei dem allen läßt sich noch ein Wunder spüren:
Daß, die es nicht gelernt, dennoch franjösisch parliren;
Da heißt das ander Wort gloire, renommé,
Massacre, belesprit, fier, capricieux;
La Précieuse hat das Deutsche gar verschworen,
Es klingelt zu paysan in ihren zarten Ohren,
Und kömmt nach ihrem Goust zu canailleux heraus;
Ein Wort franjösisch ziert den ganzen Menschen aus.“

(Fortsetzung folgt.)

*) Siehe oben bei Jesen. — **) Venus, die Göttin der Liebe und Beschützerin der Freier. — ***) Amor, der Liebesgott. — †) Der Kriegsgott Mars.

Russen und Engländer in Asien.

Die Befehung der Hauptstadt Afghanistan, Kabul, durch die Engländer lenkt die Blicke Europas nach Asien und zwar nach jener von nomadisch bewohnten Hochebene zwischen dem Gebirge Hindu-Kusch und dem Kaspiischen Meer, welche seit unvorstelllichen Zeiten der Schauplatz blutiger Schlachten war. Kelten, Germanen und Slaven, sowie später die Hunnen, Avarn, Magyaren und Tartaren haben hier blutige Spuren ihres Durchzugs zurückgelassen. Der russische Historiker Marinsky erzählt uns von gewaltigen Städte-Ruinen an den Flüssen Amu-Darja und Sir-Darja, welche auf eine hochentwickelte Gesittung spurlos verschwundener Kultur-Staaten zwischen dem Aral-See, dem Kaspiischen Meer und dem Hindu-Kusch schließen lassen. Der Völkerschutt, den der Russe mit Blut beneht, um neue Formen daraus zu kneten, hat leider mit seinen Vorfahren, die vielleicht mit den den Griechen bekannten Scythen identisch sind, nichts gemein als die eidechsenartigen Augen und die Ausdauer zu Pferd. Sehen wir uns am Leitfaden der Geschichte um, wie Rußland und England dazukommt, ihre „Kulturmission“ in Asien zu erfüllen, d. h. möglichst viel Land zu verschlucken, bis beide zur Beförderung der Verdauung sich in die Haare fahren. Lange wird der Kampf um die asiatische Hegemonie nicht auf sich warten lassen, weil die geschworenen Feinde nur noch 350 Kilometer auseinanderstehen; soweit ist es beiläufig von Kabul, dem englischen Hauptquartier in Afghanistan, nach Merw in Tschirmanien, dem vorgeschobenen Posten der Russen. Man kann in gewissem Sinne behaupten, daß ungefähr um dieselbe Zeit als im Westen Amerika entdeckt wurde, im Osten Rußland als etwas ganz Neues und bis dahin so gut wie völlig Unbekanntes dem Wahrnehmungsbereich der Westeuropäer erschlossen wurde. Als ein „Entdecker Rußlands“ ist der Gesandte des deutschen Kaisers Maximilian des Ersten, Herberstein, bezeichnet worden, dessen Werk über Rußland lange Zeit hindurch die einzige Quelle über dieses Land abgab, dessen mündlichen Erzählungen über Rußland vermuthlich der Bruder Carl des Fünften, Ferdinand, Ulrich von Hutten und andere Gelehrte und Politiker der Reformationszeit mit der größten Spannung lauschten. Die Entdeckung des Seewegs nach Rußland im Jahre 1553 ließ in England eine ganze Literatur über Rußland entstehen, so daß Milton, als er etwa ein Jahrhundert später sein Werk über Rußland schrieb, eine ganz stattliche Reihe von Quellenschriften aufzuzählen vermochte. In der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts wußte man von Rußland genug, um in Betreff des Anwachstums der Macht dieses mehr und mehr in den Gesichtskreis Europas tretenden Staates die lebhafteste Besorgnis zu empfinden. Kein Geringerer als Herzog Alba machte auf die Gefahr aufmerksam, welche den europäischen Staaten einst von Rußland drohen werde. Im 17. Jahrhundert steigerte sich das Interesse für Rußland noch mehr, folgte doch der univervale Kopf jener Zeit, der deutsche Philosoph Leibniz, den Fortschritten Rußlands mit stets wachsender Spannung, und sahte den Entschluß, seine Kraft dem aufstrebenden Reiche zur Verfügung zu stellen. Der eheliche Leibniz meinte damit der gesammten Welt einen wesentlichen Dienst zu leisten, ein Beweis, daß jeder Mensch, der geachtetste nicht ausgenommen, ein Kind seiner Zeit ist. Mit dem Czar Peter, den die Geschichte den „Großen“ nennt, trat Rußland die Epoche der Wandlung an. Dieser gewaltsame Reformator konnte es nicht erwarten, sein Volk von Grund aus veredeln zu sehen, er pflanzte deutsche und holländische, seine Nachfolgerin Katharina französische Reiser auf die Krone. Diese trägt nun ihre südlichen Früchte, der derbe Stamm und seine weit ausgebreiteten Zweige treiben die alten Holzäpfel fort. Die plötzlich und gewaltsam eingeführte Civilisation ist nirgends in die unteren Schichten der Gesellschaft eingedrungen, d. h. Rußland ist, ohne seine asiatische Barbarei abzutreiben, eine europäische Großmacht geworden. Die europäischen Mächte haben sich dadurch selbst eine Zucht-ruthe gebunden, daß sie die Scheidewand, die sie vom Baltischen bis zum Schwarzen Meere vor den Barbaren schützte, das unglückliche Polen, vernichtet haben. Ob die russische Politik nach Peter's Testament verfährt oder nicht, die Thatfache steht fest, daß sie die Türken zum Schaden Europas von den Nordküsten des Schwarzen Meeres verdrängt hat und gierig die Hand nach Konstantinopel ausstreckt. Nach der blutigen Niederwerfung des Kaukasus ist der Schahinshah (König der Könige) von Persien nur ein geduldeter Satrap von Rußland, und stehen einmal die Kosaken in Schiras und Ispahan, so stoßen sie mit den Engländern in Herat und Kabul zusammen. Wir wollen näher untersuchen, wie der „Koloß mit den thönernen Füßen“ ein Ländergebiet im nördlichen Asien erworben hat, das doppelt so groß ist, als das gesammte Europa.

Im 16. Jahrhundert besah die russische Familie Stroganow zu beiden Seiten des Uralgebirges, der geographischen Grenze zwischen Europa und Asien, ein weites, vom russischen Czar Feodor I. ihr als Lehen zugewiesenes Gebiet, dessen reiche Schätze an Eisen, Kupfer, Blei und Zinn auszubenten sie das Vorrecht bekommen hatte. Derselbe von diesem Gebiete, zwischen den Flüssen Tobol, Ischim und Irtysh, hatte Khutshum-Khan ein kirgisches Khanat, Namens Sibir, gegründet, und da von diesem Gefahr drohte, so wendeten sich die Stroganow 1579 an einen Führer donischer Kosaken, Namens Jermat Timofejeff, der bisher die Rolle eines Freibeuters gespielt, mit der Aufforderung, sich zu ihrem Schutze in ihren Dienst zu begeben. Jermat willigte ein, und die nunmehr beginnenden Kämpfe endigten damit, daß acht Jahre später das Khanat Sibir russisches Besitzthum ward. Der Räuber-

hauptmann war aber ein tüchtiger Kolonist und Organisator, denn er gründete die Städte Tobolsk, Tjumen, Belm und Veresow, zu deren Entwicklung er europäische Ansiedler herbeizog. Seine Helfershelfer konnten sich in die geordneten Verhältnisse nicht finden und drangen nach echter Kosakenart weiter nach Osten, um der Jagd und der Fischerei obzuliegen. Der Ertrag ihrer Beute veranlaßte den heute noch blühenden Pelzhandel, zog Handels- und Gewerbsleute nach und vermehrte die Ansiedlungen. Im Jahr 1604 entstand auf diese Weise die Stadt Tomsk. Durch Genossen aus der Kosakenheimat, der Ukraine, verstärkt, drangen die wilden Gesellen immer weiter in die nomadisch bewohnte Bevölkerung vor und gründeten Kuznekt, Jeniseisk, Irkutsk, Selenginsk und Nerzhinsk. Die gut bewachte chinesische Grenze setzte ihrem Vordringen nach Süden ein Ziel, aber eine Abtheilung der Waghälse brach nach dem Amur und nach Kamtschatka auf. Innerhalb 59 Jahren waren alle sibirischen Völker, mit Ausnahme der Bewohner der Tundra, der Küste des Eismeres, Tschuktschen genannt, unterworfen. Da sich die friedfertigen Ureinwohner Sibiriens, Samojeden, Tungusen und Mandtschus, willig mit den Eroberern vermischten, blühten auch bald die Hantierungen des Friedens. Im Kolymatischen und nerzhinskischen Gebiete wurden Bergwerke mit ergiebiger Ausbeute angelegt, und zogen immer mehr Ansiedler an. Leider gingen alle diese nutzbringenden Anstalten in kurzer Zeit in die Hände der russischen Regierung über, welche die freien Arbeiter durch „mäßige Leute“ d. h. Verbrecher verdrängte. Nicht aus Menschlichkeitsrücksichten, sondern um Sibirien zu bevölkern, wurde in Rußland im Jahre 1799 die Todesstrafe abgeschafft und die Verbannung nach Sibirien als allgemeiner Grundsatz aufgestellt. Mörder, Diebe und Falschmünzer bekamen das Vorrecht der freien Jagd auf den unabsehbaren Schneefeldern, politische Verbrecher begrub man in der sternlosen Nacht der Bergwerke. Im Anfange des 19. Jahrhunderts schickte man jährlich 3—4000 solcher Individuen als Kulturdünger nach Sibirien, wobei sich aber bald der Mangel an Frauen herausstellte. Um die Bevölkerungszahl nicht sinken zu lassen, gewährte die russische Regierung den Angehörigen der Deportirten freie Reise nach Sibirien. Ausschließlich mit Verbrechern bevölkerte Ortschaften gibt es in Sibirien trotz der starken Zufuhr nicht, sondern sie haben die schon vorhandenen und auf anderen Grundstücken gegründeten Kolonien vermehrt. Bis zum Jahr 1848 zählte man in allem etwa 135,000 solcher Verbannten in Sibirien, sicherlich eine verschwindend kleine Zahl Bewohner für einen Flächeninhalt von 240,000 Quadratmeilen, aber die letzten stürmischen 30 Jahre haben ein doppeltes Kontingent geliefert. Was die Zukunft dieser in der Weltgeschichte einzig dastehenden Verbrecher-Kolonie ist — wer kann es wissen!

Die anderen Errungenschaften Rußlands in Asien, die turkmenischen Khanate Chiwa, Khokand und Bokhara, gehören alle der neuesten Zeit an. Daß Rußland nach der Eroberung von Merw, dem letzten Bollwerk der renitenten Turkmenen, am Fuße des Hindukusch nicht Bewehrung im Arm stehen bleiben wird, ist eine Naturnothwendigkeit. Was hindert den Romanow'schen Alexander, seinem Vorgänger, dem makedonischen Alexander, nachzuahmen und in die Niederungen des Ganges und Indus hernieder zu steigen? Der Kugel reitet vor dem Kosaken und bei den Maharadschas von Indien ist alles käuflich. Sind die Russen Kolonisten und Kulturträger für Asien? Sie sind es unbedingt, wenn sie den Augiasstall im eigenen Lande reinigen. Es entsteht die wichtige Frage, ob man auf dem von Peter dem „Großen“ betretenen Wege fortfahren, die Civilisation fremder Nationen und anderer Mächte immer weiter herab verbreiten, oder ob man versuchen will, dieses gelehrtige Volk aus sich selbst zu kultiviren. Die Reaktion gegen die seit hundert Jahren eingeschlagene Richtung ist von Anfang dagesewesen und hat sich in Moskau konzentriert. Sie hat sich auch in dem eben erst beendeten Kriege kundgegeben und ist nicht glücklich gewesen. Die Russen werden noch lange nicht ohne die Hilfe der Fremden fertig werden, namentlich nicht ohne die Beständigkeit, das Geschick und die Pflichttreue der Deutschen, denn nur langjährige und eiserne Strenge wird redliche russische Beamte schaffen können. Dieses Argument darf man bei Beurtheilung der russischen Regierungsweise nicht außer Acht lassen.

Die Verhältnisse von Innerasien sind so entsetzlich, daß den Bewohnern desselben selbst die Russen als Befreier erscheinen. Nachstehende Daten werden genugsam unsere Annahme bekräftigen. Die jetzt ziemlich verdödete Dase Merw am Südostrande der Turkmenensteppe, welche in den Zeitungen eine so gewichtige Rolle spielt, war noch im vorigen Jahrhundert eine fruchtbare, verhältnißmäßig dicht bevölkerte Gegend, in deren Mitte der Ort gleichen Namens, die älteste Stadt Centralasiens, liegt. Bis zum Jahre 1795 war Merw ein blühender Ort; da aber ließ der Schah Murad von Persien den Damm zerstören, der die Wasser des Murghabflusses in einem großen See zur Bewässerung der Stadt sammelte. Merw, bis jetzt im Besitz der Inka-Turkmenen, wurde 1815 von dem nördlichen Nachbar, dem Khan von Chiwa, bezwungen und verblieb demselben zwanzig Jahre tributpflichtig. Später suchte Persien sich des Landes zu bemächtigen, erlitt aber im Feldzuge von 1860 eine vollständige Niederlage. Seitdem hat zwar der Schahinshah wiederholt Versuche gemacht, diese Scharte durch Grausamkeiten auszuweihen, was ihm jedoch nicht gelungen ist. Seit der Eroberung Chiwas durch die Russen haben die letzteren fortgesetzt ihr Augenmerk auf die Befehung Merws gerichtet, um von dort aus das indobritische Reich zu bedrohen. Merw zählt gegenwärtig an 2000 sesshafte Bewohner

(Asbeken). Die ab- und zugehende turkmenische Wanderbevölkerung entzieht sich selbstverständlich jeder statistischen Kontrolle. Obwohl diese Turkmenen Vieh-, namentlich Pferde- und Schafzucht betreiben, und die letzten den edlen schönen Thieren von Merw einen gewissen Wert zu verschaffen hat, so ist die eigentliche Berufstätigkeit doch nur der Raub und die Plünderung, und in dieser Hinsicht bilden sie den Schrecken alles Landes zwischen Oxus und Arkel. In der Regel führen sie ihre Raubzüge in den Nachtstunden aus. Ihr Erscheinen hat etwas Blitzartiges und ebenso blitzartig verschwinden sie in der Steppe, die sie nach vollbrachter Arbeit oft tagereisenweit durchrasen, um der gefürchteten Verfolgung zu entgehen. Ueber die Tapferkeit der Turkmenen läßt sich streiten, denn gleich den Arabern und allen anderen asiatischen Steppenbewohnern greifen sie nur in der Uebermacht an und halten es durchaus nicht für entehrend, im geeigneten Augenblick Fersengeld zu geben. Im allgemeinen ist der Turkmen eine schöne, kriegerische Erscheinung mit edlem Gesichtstypus und funkelnden Augen und besleht sich einer würdevollen Haltung; nur selten aber vergißt er seine Habsucht, und es muß ein besonderer Anlaß sein, wenn er freigebig wird. Neben dem Raub steht auch der kleine Diebstahl in hoher Blüthe. In ihrem unabhängigen Raubstaat stiehlt alles.

Aber auch in dem Lager ihrer Feinde, der Russen, gibt es Diebe, nämlich Tagediebe, genug, die, dank zärtlicher Protektion, angestellt sind, aber gar nichts zu thun haben, die in untadelhafter Ballsaalwäsche stolz von ihrem Kameel auf den armseligen Offizier der Front herabsehen und sich dabei recht gut zu nähren verstehen. Wie es bei der berüchtigten russischen Verpflegung mit der Mannschaft aussieht, wird sich jedermann zusammenreimen können.

Ist diese strategisch wichtige Position des innerasiatischen Schachbrettes von den Russen genommen, so werden die in Kabul stehenden Engländer gezwungen, sich Herats zu bemächtigen, um den Gewinn des Gegners durch einen Gegenzug zu pariren, und der Zusammenstoß wird unvermeidlich. (Fortsetzung folgt.)

Zusammenstoß mit einem Eisberge.

(Nach dem Englischen. — Hierzu die Illustration auf Seite 76—77.)

Eines Abends gegen 10 Uhr verließ ich meine Kajüte an Bord eines Auswandererschiffes, um einen Gang auf das Verdeck zu machen, das um diese Zeit von Passagieren, deren wir gegen dreihundert hatten, frei war. Das Schiff ging mit gereinigten Segeln gegen den Wind, die Nacht war finster und selbst für diese Breite sehr kalt. Seitdem wir südlich von Melbourne segelten, beobachtete ich sorgfältig täglich mein Thermometer, hatte es auch jetzt an Waße besetzt und bemerkte, nachdem ich einigemal hin- und hergegangen war, daß es 7 Grad Wärme zeigte. Bald schien es mir, als ob ein kälterer Wind wehe, und bald wurde die Kälte so auffallend, daß ich wieder nach dem Thermometer blickte. Das Quecksilber war in einer halben Stunde bis auf 3 Grad Kälte gefallen. Nach etwa zehn Minuten stand es wieder auf 7 Grad über dem Gefrierpunkt. Dieser rasche Temperaturwechsel überraschte mich zwar, ließ sich aber sehr leicht daraus erklären, daß wir in der Dunkelheit an Treibeis vorübergekommen waren.

Das war besorgniserregend, umso mehr, als einige der Schiffsoffiziere unglücklicherweise unzuverlässig waren. Einer, der die Mittelwache von 12 bis 4 Uhr hatte, war ein notorischer Trunkenbold, und der andere, der die Wache am Bug hatte, war schon öfters schlafend auf seinem Posten angetroffen worden. Wie der Herr, so das Geschirr, das bewahrheitete sich auch auf unserm Schiffe: die Mannschaft war dem Trunke ergeben und war im Dienste schlaff.

Es ist nicht zu verwundern, daß ich bei dieser Sachlage ängstlich wurde und keine Rösung hatte, wie die übrigen Passagiere mein Lager aufzusuchen. Als ich dies endlich doch that, war es mir unmöglich, zu schlafen. Nicht zu bannende Gedanken an Schiffbruch quälten mich, ich konnte es nicht länger ertragen und ging wieder aufs Deck. Der jetzt bald andrehende Morgen war bitter kalt, der Wind blies wie vorher uns grade entgegen, was meine Besorgnis erhöhte, doch war es einigermaßen eine Beruhigung, als ich die schattigen Umrisse der wachhabenden Offiziere auf ihren Posten wahrnahm, denn man konnte etwaige herannahende Eisberge auch bei dunklem und nebligem Wetter auf weite Entfernung erblicken. Ich ging wieder in meine Kajüte und legte mich nieder. Wieder stoh mich der Schlaf, wieder erhob ich mich, um wieder auf Deck zu gehen. Es war jetzt 3 Uhr vorüber, und auf dem Schiffe herrschte tiefe Stille. Fast war ich völlig angeleidet, als vom Bug her ein schriller Ruf ertönte. Die Worte konnte ich nicht verstehen, aber der Ton in seinem seltsamen Laute drang mir durch Mark und Bein, sodaß ich fürchtete, daß ein Unglück über uns hereinbrechen würde. Ich eilte an die Treppe und vernahm nun deutlich die Worte: „Ein Eisberg dicht vor uns!“ Von allen Passagieren hörten nur ich und meine Frau den Ruf, die durch meine Ruhelosigkeit erweckt worden war und sich sehr verständlich und gefaßt zeigte. Sie kleidete sich schnell an, während ich ebenfals meine Toilette beendigte. Wir erwarteten den Zusammenstoß mit dem Eisstoß, der, meinen früheren Erfahrungen nach, demnächst erfolgen würde.

In peiniger Langsamkeit verstrichen die nächsten Minuten, und ich gab mich schon der schwachen Hoffnung hin, daß es gelungen sei, den Kurs des Schiffes zu ändern und die drohende Gefahr zu vermeiden,

als ein betäubendes Krachen mich belehrte, wie eitel mein Hoffen gewesen sei. Es entstand eine kaum beschreibbare Verwirrung: ich und meine Frau stürzten zu Boden, hunderte von sorglos schlafenden Passagieren waren aus ihren Köjen geschleudert worden, alles eilte in blinder Hast auf das Verdeck. Viele Weiber fielen hier in Ohnmacht, andere saßen betäubt, ihrer Sinne nicht mächtig, da, die meisten weinten und schrienen wie toll. Noch mehr aber waren die Männer vom Schrecken überwältigt. Einige brüllten wie Tobfuchtige, andere rangen die Hände, rauchten sich die Haare aus, rannten sinnlos hin und her, wie um einen Ausgang zur Flucht zu suchen, oder warfen sich jammern und verzweifeln nieder; mehrere hatten sich auf die Kniee geworfen und suchten sich durch Gebete auf das nahe Ende vorzubereiten. Der Höllenlärm wurde noch dadurch gesteigert und das Verbleiben auf dem Verdeck fast unmöglich gemacht, daß Spieren und Kaaen und ein Hagel von Eisstücken niederstürzten, die sich bei dem fürchtbaren Zusammenstoß losgelöst hatten. Das Jammergeschrei von hunderten von Stimmen in allen Tonarten, das Krachen der herabfallenden Stangen, das Knirschen und Stöhnen des Schiffes, das fort und fort mit dem Eisberge zusammenstieß, alles bildete eine Szene, wie sie keine Sprache fählich zu schildern vermag. Auch in der Brust des Kühnsten mußte jede Hoffnung auf Rettung verstiegen bei dem Gedanken, daß wir uns inmitten des wüsten Ozeans, tausende von Meilen von jeder Rettung entfernt befanden, daß die vorhandenen Boote nicht den vierten Theil der Personen an Bord aufnehmen konnten.

Hoch über unsere Masten erhob sich die grauglänzende, zerklüftete Masse des Eisberges, der im Spiel der Wogen sich bald hob, bald senkte, oder in langsamer, majestätischer Bewegung hin und her schwanke. Weithin verdeckte er den Anblick des Himmels und zuweilen neigte er sich so bedrohlich über das Schiff, als wolle er auf uns niederstürzen und uns in die unermessliche Tiefe schleudern.

Die Unordnung auf dem Verdeck wurde immer größer. Ein wirrer Menschenhaufen drängte sich und kämpfte, um zu den Booten zu gelangen, die an den Seiten des Schiffes besetzt waren. Die meisten waren in dem Anzuge, in welchem sie von ihrem Lager aufgeschreckt worden. Vergeblich riefen Kapitän und Offiziere ihre Befehle durch die Sprachrohre, daß die Passagiere den Matrosen platzmachen sollten, welche durch Brassung der Kaaen das Schiff vom Eise loszumachen suchten. Ein betäubender Schrecken hatte alle ergriffen, keiner achtete auf die gegebenen Befehle. Glücklicherweise waren die Boote derartig besetzt, daß die darin Unerfahrenen sie nicht lösen konnten, sonst wären viele durch deren Ueberfüllung ertrunken. Es wurde unmöglich, den Lauf des Schiffes zu ändern; so trieb dieses dahin, sich noch mehrere hundert Klaftern an der Eiswand reibend und bei jeder stampfenden Bewegung von neuem aufstoßend. Das dröhnende Krachen, Stöhnen, Knirschen, das immer wiederkehrende Herabfallen von Segelstangen steigerte den panischen Schrecken der sinnlosen Menge, deren wildes Ringen, Kämpfen, Drängen und Stoßen durch das schwache Licht einer am Hauptmast hängenden Laterne beleuchtet wurde.

So verging eine bange Viertelstunde, während deren die unbefreibliche Verwirrung auf dem Verdeck ihren Höhepunkt erreichte. Jeden Augenblick erwartete man das Versten und Sinken des Schiffes. Da ich bei diesen Umständen zur Rettung nichts beitragen konnte, machte ich mich auf den Weg nach meiner Kajüte, denn ich fühlte, daß mein Platz in diesem verhängnisvollen Augenblick an der Seite meiner Frau sei, damit wir vereint den Tod finden möchten. Unter der kopflosen Menge der Passagiere hatten sich doch einige Männer befunden, welche die Geistesgegenwart nicht ganz verloren hatten. Sie waren an die Pumpen getreten und versuchten zu sondiren, ob das Schiff einen Leck gesprungen habe und wie hoch das Wasser im Kielraum stünde. Unter diesen Männern bemerkte ich meinen Kajütennachbar. Obwohl ich mir sagen mußte, daß während meines Verweilens auf Deck meine Frau, die sich allein in unserer Kajüte befand, Todesangst ausgestanden hatte, blieb ich doch noch einen Augenblick stehen, um das Ergebnis der Sondirung abzuwarten. Leben und Tod hing davon ab: die nächste Minute mußte entscheiden, ob wir hier ein nasses Grab finden würden oder nicht.

„Ah, Sie sind es?“ sagte mein Kajütennachbar, als ich meine Hand auf seine Schulter legte. „Ihre Frau hat mich eben, Sie zu ihr hinunterzuschicken, falls Sie auf dem Verdeck nichts helfen könnten. Es scheint nichts mehr zu helfen zu sein, ich sehe wenigstens keine Hoffnung mehr für uns.“

„Wollen Sie hinunterkommen und mir das Ergebnis der Sondirung mittheilen, wie es auch ausfallen möge?“ fragte ich.

„Ja,“ entgegnete er; „wenn es ungünstig ist, werde ich in meine Kajüte hinuntergehen. Sie hören mich dann an Ihrer Kajüte vorbeigehen. Sehen werde ich Sie in diesem Falle nicht mehr. So leben Sie denn wohl.“ Damit drückte er mir herzlich die Hand.

„Leben Sie wohl!“ sagte ich.

„Wie froh bin ich, daß du endlich kommst!“ rief meine Frau mir entgegen. „Es müßte entsetzlich sein, hier allein zu sterben. Ist denn keine Hoffnung mehr?“

„Nur sehr wenig. Das Schiff ist alt und, wie alle amerikanischen Fahrzeuge, nicht besonders stark im Holz. Vielleicht geht es nicht gleich unter, aber es muß bei dem gewaltigen Zusammenstoß einen gefährlichen Leck gesprungen haben. Wenn wir uns nur solange über Wasser halten könnten, bis wir vielleicht einem andern Schiff begegnen.“

In diesem Augenblick ließ sich ein neues, fürchterliches Krachen von oben her hören, welches das Vorspiel zu unserem augenblicklichen Unter-

gange zu sein schien. Doch wußte ich, daß dieses donnernde Herunterstürzen des Mastwerkes weniger gefährlich sei, als ein minder geräuschvoller Stoß im Kiel. Meine Frau glaubte, das Ende sei jetzt da. Ich war etwas erstaunt, als sie ruhig an den Keiselloffer trat, ein kleines Etui herausnahm, dieses öffnete und leidenschaftlich küßte. Dann verbergte sie es im Busen, umschlang mich mit ihren Armen und fing auf's neue an zu beten. Das Etui enthielt das Bildniß unseres einzigen verstorbenen Kindes.

Ich war gerührt von diesem Zuge mütterlicher Liebe, die sich selbst im Tode von dem theuren Andenken nicht trennen mochte. Während dessen stieß das Schiff noch einmal mit dem Eisberge zusammen, und bald darauf verkündeten laute Rufe vom Deck, daß wir von unfrem gefährlichen Gegner losgekommen seien.

Draußen ließ sich der Schritt unseres Kajütennachbars hören, der auf dem Wege zu seiner Kajüte an unserer Thüre vorüber kommen mußte. Wie schlug mein Herz, als er näher kam! Wird er bei uns vorbeigehen: ein Zeichen, daß keine Hoffnung vorhanden, daß der Kielraum voll Wasser und wir im Sinken begriffen sind, oder wird er bei uns eintreten: ein Zeichen, daß immer noch Aussicht auf Rettung vorhanden sei? Er trat in unsere Kajüte!

„Ich will keine trügerischen Hoffnungen erwecken,“ sprach er. „Die Sache scheint mir selbst unglücklich, aber wir haben mehrmals sondirt und immer nur fünfzehn Zoll Wasser im Kielraum gefunden. Doch werden wir es gleich bestimmt wissen, denn eben werden die Pumpen in Gang gesetzt.“

Wir hörten das klappernde Geräusch, nach wenigen Minuten schon arbeiteten die Pumpen nicht mehr, weil das Wasser ausgepumpt war. Ein allgemeines Freudengeschrei ertönte, als diese Thatsache bekannt wurde. Bei wiederholtem erfolglosen Einsehen der Pumpen gewann man die sichere Ueberzeugung, daß das Schiff durch die Zusammenstöße mit dem Eisberge keinen ernstlichen Schaden genommen hatte. Wir waren gerettet!

Später erklärte uns einer der Schiffsoffiziere, wie es kam, daß wir nicht gleich beim ersten Anprall gesunken waren. Er war grade auf das Verdeck gekommen, wo das Schiff an die Eiswand anstieß. „Wäre es grade darauf zugefegelt,“ sagte er, „oder wäre sein Bug in diesem kritischen Augenblicke von den Wellen emporgehoben worden, so wären wir ohne weiteres wie ein Meigewicht untergeunken. Aber er tauchte unmittelbar vor dem Eisberge in die Wellen nieder, wobei das Bugspriet und ein Theil des Bugs verloren ging, und durch dieses Niedertreten wurde die Kraft des Stoßes, welcher schief von unten nach oben ging, gebrochen.“

Noch ein anderer Umstand war zu unserem Glück gewesen, wie sich am Tage zeigte. Nach allen Richtungen hin trieben Eisberge umher, von denen einzelne ungeheuer groß waren; sie hatten einen breiten untern Rand, einen Fuß oder Besatz, welcher mehrere Fuß über den Wasserpiegel emporgab. Nur derjenige, mit welchem wir zusammengestoßen waren, hatte keinen solchen Fuß, sondern bildete eine glatte, steile Wand; bei einem Zusammenstoße mit einem der andern Eisberge hätte nichts uns zu retten vermocht, der Fuß an ihnen würde den Boden unseres Schiffes in Splitter zertrümmert haben. Ein dritter glücklicher Umstand war die in diesen Breiten so seltene verhältnißmäßige Windstille, die auch den nächsten Tag anhielt und uns gestattete, unsere schwere Habarie auszubessern.

Alles in allem war die Rettung der „Indischen Königin“ mit ihren 280 Personen an Bord ein höchst wunderbares Ereigniß, wie es wohl nur selten in der Geschichte der Schifffahrt vorkommt. Dr. B. R.

Aus dem Reiche der Träume.

Der Wunsch, das künftige Glück voranzusehen, ist der Vater des Aberglaubens und sein Tummelplatz ist der Traum. Schwindler und Gelehrte haben ihren Witz angestrengt, um die Träume zu deuten. Zu welcher Sorte der biblische Joseph gehört, der sich durch Traumdeuterei zum ägyptischen Reichskanzler emporgeschwungen, wagen wir nicht zu entscheiden. Melancthon, Reuchlin, Kepler und andere Gelehrte der Reformationszeit, dieser goldenen Ära des wissenschaftlichen Aberglaubens, haben das Gebiet des Traumes in die sogenannte vierte Dimension des Raumes verlegt. Wir modernen Kulturmenschen sind, mit Ausnahme der Spiritisten und Lotterieschwärmer, dahintergekommen, daß der Traum eine Welt für sich sei, eine Welt von Illusionen. Der Traum zaubert sich seinen Frühling, seinen Sommer, mag in Wirklichkeit das Unwetter toben, mögen Eis und Schnee sich in die Herrschaft theilen.

Es ist erstaunlich, wie geschieht die Menschen im Traume zu sein pflegen und welch ein Kapital von Scharfsinn, Klugheit und Verstand der Menschheit nur dadurch entzogen wird, daß man sich immer

noch nicht entschlossen hat, im Schlafe statt im Wachen mit einander zu verkehren.

Die Träume lieben es, uns mit Fähigkeiten aller Art zu begaben; zu bedauern ist es, daß wir diese Weisheit nicht ins Wachen hinüber nehmen können.

Träume entstehen durch die im Schlafe fortgesetzte Thätigkeit unseres Seelenlebens, doch werden sie oft durch äußere Eindrücke beeinflusst und umgestaltet, und es ist höchst interessant, wie rasch und geschickt die Traumphantasie eine für den Sinneseindruck passende Situation erfindet. Wir haben z. B. beim Einschlafen den Arm um den Kopf geschlungen und derselbe sinkt plötzlich herab. Sofort träumen wir, daß wir kopfüber von einem Thurme hinunterstürzen und mit einer Gewalt unten ankommen, die uns hoch in unserm Bette emporfahren läßt.

Auch Erinnerungen und Erlebnisse tragen zur Bildung der Träume bei. Wer hätte sich nicht schon in seine längstvergangene Schulzeit zurückgeträumt und sich neben fast vergessenen Kameraden auf der Schulbank sitzend gefunden?

Jedes Alter und jedes Geschlecht, jeder Stand und jedes Temperament hat seine eigenen Träume. Schopenhauer weist den Träumen einen wichtigen Platz in seinem philosophischen System an, und Börne ist von ihrer sittlichen Kraft überzeugt, wenn er sagt: „Das Herz kommt jeden Morgen warm und mürbe aus dem Backofen des Bettes, und abends ist es kalt, hart und trocken wie eine harte Semmel. Wenn Traum und Schlaf nicht wäre, es wäre besser ein Krebs sein, als Mensch unter Menschen lebend.“ Jean Paul schwärmt wie für alles auch für die Träume und nennt sie „die unwillkürliche Dichtkunst des Menschen“. Der Philosoph Kant ist weniger gut auf sie zu sprechen; er meint, daß „bei weitem die meisten Träume Beschwärmen, gefährliche Umstände und eine gute Portion Bosheit enthalten“. Daß die Träume wunderliche Gesellen sind, die in tollen Sprüngen sich über Zeit und Raum hinwegsetzen, meldet uns Uhland: „Durch den verbotenen Garten darf ich gehen, durch Thüren wandl' ich, die mir sonst verriegelt, bis zu der Schönheit Heiligthume.“ Ja — bis — zum Heiligthume, hinein aber führt der Traum gewöhnlich nicht, sondern zeigt uns statt der luftverheißenden Kythere eine dräuende Eumenide, daß sich das Haar auf unserm Haupte sträubt, um dann erwachend zu finden, daß alles — Gott sei Lob und Dank — nur ein Traum war. Dr. M. T.

„Verzehrende“ Küsse. Wie die lebhaft kurtzstrebenden Münzen fortwährend durch die Reibung abgenutzt und die Elemente des Goldes und des Silbers in unsichtbaren Theilchen in die ganze Welt verbreitet werden, so werden auch eherner Heiligenbilder durch Küsse abgenutzt, ja, ganze Theile von ihnen fast „aufgezehrt“. Wer nach Rom oder Voreto kommt, kann solcher Heiligenbilder genug sehen, welche häufig von den Pilgern geküßt und durch diese leise Lippenberührung in verhältnißmäßig kurzer Zeit bis zur vollkommenen Unkenntlichkeit abgenutzt worden sind. Man hat bei dergleichen Statuen einen Fuß z. B., welcher üblicherweise geküßt wird, mehrmals erneuern müssen. — Die heilige Marmorstiege in St. Salvatore, welche man auf den Knieen rutschend ersteigt, existirte vielleicht garnicht mehr, wenn man ihr nicht zum Schutze eine hölzerne Bekleidung gegeben hätte. Dr. M. B.

Die Goldmacherkunst zu erfinden und sich dieselbe zu Nutzen zu machen, ist bekanntlich von jeher der heiße Wunsch vieler, vor allem aber der stets geldbedürftigen Fürsten gewesen. Im 13. Jahrhundert wird schon Alphons X., König von Kastilien, als Alchimist genannt; Heinrich VI. von England (1423) forderte in mehreren Dekreten zum Studium der Goldmacherei auf, damit man Mittel gewinne, die Staatsschulden zu bezahlen. Eduard IV. von England ertheilte 1476 einer Kompanie auf vier Jahre das Privilegium, Gold aus Quecksilber zu bereiten. Kaiser Rudolf, welcher 1576 auf den Thron gelangte, war ein besonders eifriger Patron dieser Kunst, ferner der Kurfürst August von Sachsen um 1560, der ein eigenes Laboratorium in Dresden hatte, welches vom Volke „das Goldhaus“ genannt wurde, ebenso seine Gemahlin, Anna von Dänemark, die Herzöge Ernst von Bayern (im 17. Jahrhundert), Heinrich Julius von Braunschweig, Kaiser Leopold I. (1658—1705) und mehrere andere. Dr. M. B.

Zwei gelehrte Schneider. Heinrich Wild, der um das Jahr 1720 zu Oxford die orientalischen Sprachen lehrte, war ein Schneider und unter dem Namen des arabischen Schneiders bekannt. — Robert Will, ein Schneider in Bodingham, über welchen Spence im Jahre 1759 eine Abhandlung schrieb, in der er ihn mit dem berühmten italienischen Philologen Magliabochi verglich, um die Aufmerksamkeit des Publikums auf ihn zu lenken, hatte Lateinisch, Griechisch und Hebräisch ohne Lehrer gelernt. Dr. M. B.

Inhalt. Dem Schicksal abgerungen, Novelle von Rudolph von B. . . . (Fortsetzung). — Johann Wolfgang Goethe, von Dr. Max Bogler (Fortsetzung). — Ueber Fremdwörter im Deutschen, von M. Wittich (Fortsetzung). — Russen und Engländer in Aften, von Dr. Max Trausil. — Zusammenstoß mit einem Eisberge. Nach dem Englischen, von Dr. B. R. (Mit Illustration). — Aus dem Reiche der Träume, von Dr. M. Trausil. — „Verzehrende“ Küsse. — Die Goldmacherkunst. — Zwei gelehrte Schneider.